eXperimenta

06/14/

Herausgegeben von Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar

Margit Späth *„Auftauchen, Festhalten und Abtauchen“*
Gioconda Belli *Trilogie der Lyrik Teil Eins*
Johannes Tosin *Ein paar Lichtblicke lang*
Marie Claire Lukas *Interview*
Sati(e)risch Reutemann *Alles Banahles*
Rüdiger van den Boom *Der Übersetzer Teil Drei*
Franz Puschnik *Gedichte*
Angelica Seithe-Blümer *Die Geburt der Metapher*
Ilona Schiefer *Ruf der Wildgänse*
Die Klassikerin *Enheduanna*
Peter Reuter *Die Geschichte vom Rat der Könige*
Edgar Helmut Neumann *Essay*

ZeitPflüger/in

Illustrationen:
Margit Späth

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Inhalt **Seite**

Titelbild: Margit Späth: Die Zeitpflügerin

Rüdiger Heins – Gabi Kremeskötter Editorial 3
Margit Späth Impression 4
Margit Späth „Auftauchen, Festhalten und Abtauchen“ 6
Gioconda Belli Trilogie der Lyrik Teil Eins 10
Werner Karl Interview über die Entwicklung der E-Books 12
Die Klassikerin Enheduanna 14
Johannes Tosin Ein paar Lichtblicke lang 15
Marie Claire Lukas Metrolit Verlag, Berlin 18
Franz Puschnik Gedichte 20
Margit Späth Bilder und Gedichte 22
Rüdiger van den Boom Der Übersetzer Teil Drei 30
Ilona Schiefer Ruf der Wildgänse, Interview 34
Sati(e)risch Reutemann Alles Banahles 36
Jürgen Janson NSA-Affäre 37
Edgar Helmut Neumann Essay „Meine verspätete Begegnung mit Anfrid Astel“ 38
Angelica Seithe-Blümer Die Geburt der Metapher Teil Zwei 46
Peter Reuter Die Geschichte vom Rat der Könige 50
Stephanie Dunker Versprochen 54
Martin Mollnitz Meine Frauen. Damals 56
Bettina Radermacher Die Liebe! 60
Volker Sieber Der Überschwang 61
Aktuell zur Fußball-WM Karikaturen ab Seite 61
Der Ball ist rund... Cartoons über Fußball Holzbaum-Verlag 62
Edgars Schreibtischkante Rezension Katja Petrowskaja Vielleicht Esther 63
Alfred Chris Heymer Rezension Nizza Erzählungen von Axel Dielmann Teil Zwei 66
Kalendernotiz 71
Skuli Björnssons Hörspieltipp 72
Autorengruppe 72
eXperimenta Autorenlesung 73
Ankündigung für Juni 73
Frankfurter Buchmesse 2014 74
Rüdiger Heins Lektorat 75
Ausschreibung 365 Tage Liebe 75
Margit Haubrich Seminarreflexion 76
Die Redaktion stellt sich vor Sabine Reitze 78
Sabine Reitze Wettbewerbe 78
Fried Schmidt Haiku 84

Impressum 74

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

LiebesLied, so war der Schwerpunkt dieser Juni Ausgabe, den wir schon seit Monaten geplant hatten.

Nun ist daraus aber doch eine „Zeitpflügerin“ geworden. Die Künstlerin Margit Späth, eröffnet am 13 Juli in Bad Kreuznach mit ihrem gleichnamigen Titel ihre Ausstellung. Sie zeigt Bilder, die sich in ihren Werken mit dem „Zauber der Worte“ beschäftigen.

Den Zauber der Worte können Sie auch zur eXperimenta Autorenlesung am 28. Juni im Bildungszentrum St. Hildegard erfahren. Dort werden Autorinnen und Autoren ihre Texte vortragen. Wir haben an diesem Abend auch eine musikalische Begleitung durch Gitarre und Oboe, sodass die Worte der Autorinnen und Autoren musikalisch untermalt werden.

Sie sind zu diesem Abend recht herzlich eingeladen. Vielleicht lernen wir uns dann auch einmal kennen.

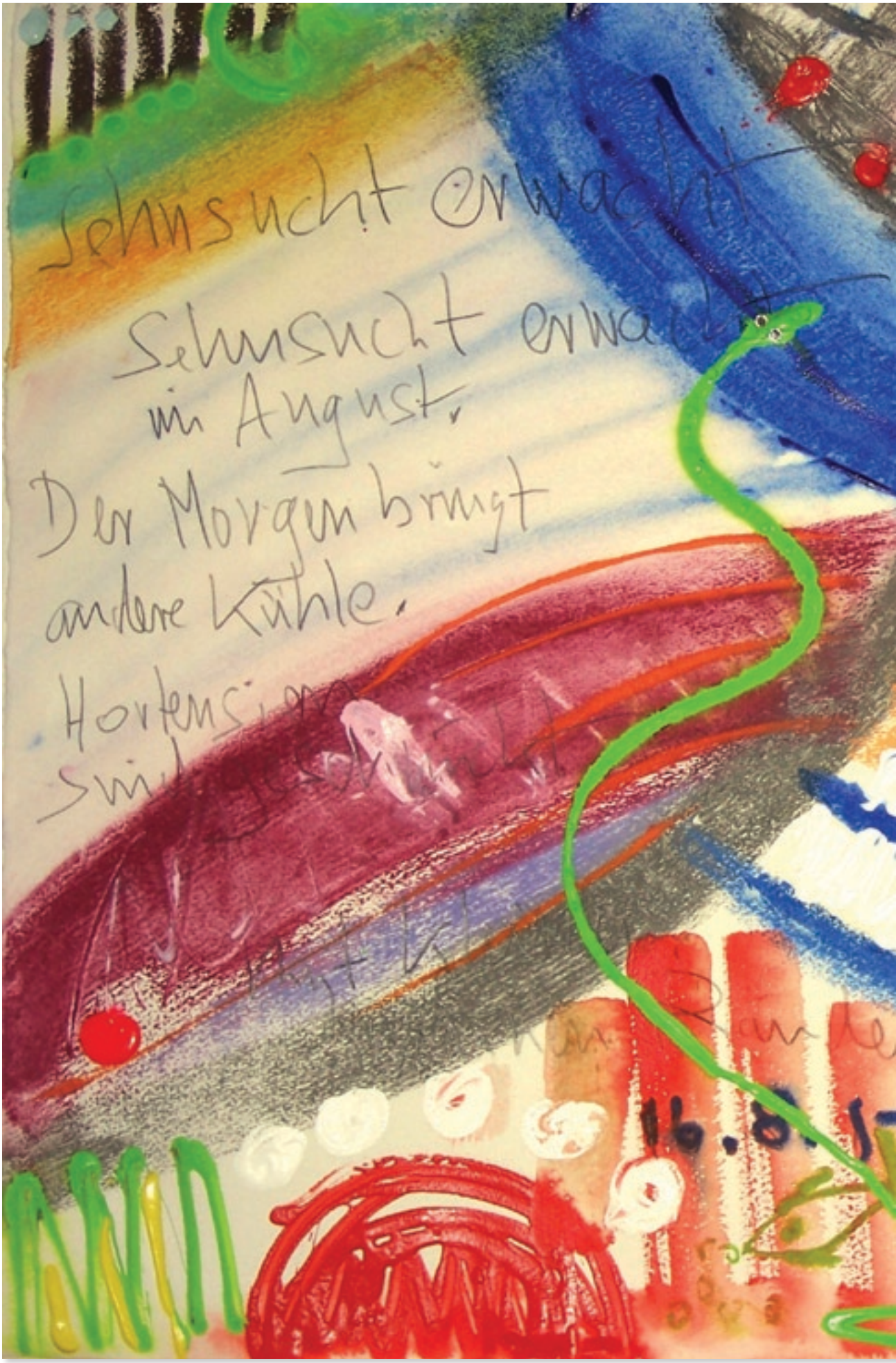
Wir würden uns freuen, Sie persönlich begrüßen zu dürfen!

Gabi Kremeskötter, Foto: Carlotta Ostmann

Gabi Kremeskötter
Chefredakteurin

Rüdiger Heins

Rüdiger Heins
Herausgeber


Sehnsucht erwacht
Sehnsucht erwacht
im August.
Der Morgen bringt
andere Kühle.
Hortensien

Margit Späth: Sehnsucht erwacht, Mischtechnik

„Auftauchen, Festhalten und Abtauchen“

Margit Späth - Malerin und Wortkünstlerin

Margit Späth: Ariane und das Krokodil

eXperimenta: Margit Späth, in ihrem Brotberuf arbeiten sie als Übersetzerin. Wie sind sie bei diesem artfremden Beruf zum Malen gekommen?

Margit Späth: Die Malerei ist schon sehr lange Teil und Bereicherung meines Lebens, lange bevor ich begonnen habe, in diesem Beruf zu arbeiten. Sie war und ist in allen Lebensphasen präsent und integriert, mal mehr, mal weniger intensiv. Ich habe mich auch schon immer für Kunst interessiert.

eXperimenta: Wie lässt sich ihre Arbeit mit ihrem Malen vereinbaren?

Margit Späth: Sehr gut. Alles hat seine Zeit. Die verschiedenen Lebensbereiche existieren parallel nebeneinander und befruchten sich gegenseitig. Ich ziehe viel Energie aus meiner künstlerischen Arbeit, die ich dann an anderer Stelle wieder einbringen kann. Das Malen findet statt, wenn es entsprechende Freiräume dafür gibt.

eXperimenta: Wie sieht ihr Malalltag aus. Haben sie regelmäßige Zeiten?

Margit Späth: Nein, ich male und schreibe immer nur dann, wenn ich mich inspiriert fühle und in einem ganz bestimmten Zustand bin. Regelmäßiges, geplantes Malen wäre für mich absolut uninteressant. Es gibt im Leben in jeder Hinsicht so viele Zwänge und Planungen, dies hat sich im digitalen Zeitalter noch gesteigert. Ich empfinde meine künstlerische Arbeit als Gegenpol dazu und lehne auf diesem Gebiet jegliche Planungen ab. Was kommt, darf sein. Nichts wird erzwungen. Das ist der Freiraum, den Kunst meiner Meinung nach braucht, um wirklich authentisch zu sein.

eXperimenta: Gab es einen bestimmten Anlass, dass sie mit dem Malen begonnen haben?

Margit Späth: Nein, ich kann mich an keinen bestimmten Anlass erinnern. Zusammen mit meinen Eltern habe ich bereits als Kind Museen und Ausstellungen besucht, was ich sehr geliebt habe. Diese Welten von Formen und Farben haben mich fasziniert und magisch angezogen. Ich denke, die Ausstellungsbesuche haben viel dazu beigetragen, meine Phantasie noch weiter anzuregen und entsprechende Inspirationen umsetzen zu wollen.

eXperimenta: Haben sie bereits als Kind gemalt oder sind sie erst im Erwachsenenalter dazu gekommen?

Margit Späth: Wie bereits angemerkt, ist das Malen schon lange Teil meines Lebens. Eigentlich solange ich zurückdenken kann. Wobei mir das Malen in der Schule nicht sehr viel Spaß gemacht hat, weil die Themen meist vorgegeben waren und oft ich keine Lust hatte, geplant kreativ zu sein.

eXperimenta: Wie fühlt sich das für sie an, wenn sie im Malprozess sind?

Margit Späth: Oft beginnt der sehr vielschichtige Prozess schon lange vor dem eigentlichen Malen. Dabei stellt sich ein ganz besonderer Zustand ein, eine Energie, eine erhöhte Aufmerksamkeit und Wachsamkeit nach innen und außen. Impulse leuchten auf, wie Glühwürmchen. Ich versuche, sie einzufangen, ihnen nach zu lauschen. Themen tauchen auf, die ich immer wieder umkreise, werden konkreter. Es gibt Fragmente, Erinnerungen, Befindlichkeiten, die sich verdichten. Bis irgendwann der Zeitpunkt kommt, an dem der eigentliche Mal- und Schreibprozess stattfindet. Ich bereite das Setting vor, sehe das weiße Blatt vor mir und lasse den Prozess intuitiv geschehen. Die Dauer ist

jeweils sehr unterschiedlich. Es gibt dann Momentaufnahmen, die blitzartig auftauchen. Ich versuche, sie zumindest so lange festzuhalten, bis sie umgesetzt sind. Es ist immer ein Spiel von Auftauchen, Festhalten und Abtauchen. Manchmal sind es sehr unterschiedliche Impulse und Sequenzen, was sich ganz deutlich im Bild zeigt. Das Bild scheint aus verschiedenen Ebenen zu bestehen, mehrere Geschichten können sich entwickeln, die vielleicht aus unterschiedlichen Zeiten stammen, nebeneinander existieren, sich überlagern und eine wie auch immer geartete Synthese miteinander eingehen. Dafür habe ich den Begriff „Snap Shot Synthese“ gefunden.

Ein Besucher einer meiner Ausstellungen meinte einmal, meine Bilder seien „geheimnisvoll“. Vielleicht erahnte er diese unterschiedlichen Ebenen, die in den Arbeiten vorhanden sind, wenn auch nicht immer sichtbar. Es gibt auch eine Art von Energie, in der ein Bild entsteht, die gleichmäßig andauert. Ein Beispiel dafür ist die in dieser Ausgabe abgebildete, zwar „heftige“, aber dennoch homogene Arbeit „Hyperion dröhnt in meinen Ohren“.

Margit Späth: Hyperion dröhnt

Solange ich im Fluss der Energie einer bestimmten Arbeit bin, ist diese noch nicht beendet. Fundstücke, Textausschnitte und andere Impulse werden Teil des Prozesses. Sie finden dann in der entsprechenden Arbeit einen ganz bestimmten Platz. Das fügt sich einfach, so entstehen meine Collagen. Es hat mich nie interessiert, gegenständlich zu arbeiten. Da sich die auftauchenden Impulse ständig mischen, ergänzen, überlagern, widersprechen, verdichten, verdrängen, ist es nicht möglich, diese Prozesse in der gegebenen Intensität gegenständlich einzufangen. Vielleicht hat mir auch deshalb das Malen in der Schule nie Spaß gemacht. Es zeichnete sich wohl schon damals ab, in welche Richtung die Entwicklung gehen würde. Wenn ich das Bild betrachte, bin ich oft erstaunt, was sich entwickelt hat. Das ist immer wieder eine aufregende Erfahrung.

eXperimenta: Ihre Kunst trägt den Titel CAPTURE ART. Was bedeutet das?

Margit Späth: Meine Kunst habe ich ganz eigenständig, aus mir heraus entwickelt. Irgendwann stellte ich fest, dass ich sie nicht zu bestehenden Kunstrichtungen zuordnen konnte. Daraufhin machte ich mir Gedanken darüber und prägte letztendlich die Wortschöpfung CAPTURE ART, um damit deutlich zu machen, worum es bei meiner Arbeit geht: Ich versuche, innere Prozesse und Impulse herauszugreifen und diese mit künstlerischen Mitteln umzusetzen. Meine Arbeiten sind vielschichtige Symbiosen aus Worten und Malerei, es entsteht Wort-Bild Kunst. Farbe trage ich üblicherweise auf befeuchteten Malgrund, Papier oder andere Materialien auf. Meine Malerei ist überwiegend flächendeckend und erstreckt sich meist über den Rand des Malgrundes hinaus. Das so entstehende Bild ist folglich ein Ausschnitt, dessen Begrenzung durch das Format des Malgrundes erfolgt. Alle Bilder entstehen in Mischtechnik (Aquarell, Gouache, Tempera, Acryl, Pastellkreide, Bleistift, etc.), was mir bei der Umsetzung ein großes Maß an Freiraum bietet. Die verschiedenen Materialien mit ihren speziellen Eigenschaften lassen eine große Bandbreite bei der Verarbeitung zu, sodass jeder Impuls auf eine ganz individuelle Art umgesetzt werden kann. So wächst ein Bild langsam - aus Pinselstrichen, Linien (gezogen und geschrieben), Flächen und figurativen Elementen. Weiterhin sind Textstücke, Gedichte, Schriftelemente unverzichtbarer Teil eines jeden Bildes. Die vernetzten Systeme von Poesie und

Malerei führen ein Eigenleben. Worte sind klein und versteckt, überlagert von Farbe oder sie treten hervor, wollen gesehen werden, bahnen sich ihren Weg durch dicke Farbschichten.

Die Grenzen zwischen Malerei, Zeichnung und Schrift lösen sich oft auf, was ich gerne zulasse, da ich diese ineinander übergehenden Bereiche spannend finde.

Ein weiteres wichtiges Element meiner künstlerischen Arbeit ist der von mir geprägte Leitsatz: Don't conceal your essence (sei wahrhaftig, verbirg nicht deine Essenz). Auch dazu gibt es eine Arbeit in dieser Ausgabe der eXperimenta. Meine Arbeiten wollen keiner Erwartung entsprechen. Sie entstehen nicht ergebnisorientiert oder zielgerichtet, sind jedoch keine Zufallsprodukte, da sie aus meinen inneren Welten schöpfen. Oft finden sich in meinen Bildern Fische, worauf ich mehrmals angesprochen wurde. Für mich ist der Fisch ein sehr treffendes Symbol eines Impulses, der in der Tiefe „schwimmt", vielleicht im Dunklen neonfarbig leuchtet (wie ich es in der Tiefseeabteilung eines Aquariums tatsächlich staunend erlebt habe). Er macht neugierig, reizt mich; ich versuche ihn einzufangen, herauszugreifen, zu erbeuten. Manchmal klappt es, manchmal ist er schneller und bereits wieder abgetaucht, bevor ich zugreifen kann. Man könnte meine Arbeiten als fragmentarisches Archiv bezeichnen. Bei mir zu sein und meine „Essenz" gelegentlich zu spüren, ist ein gutes Gefühl, das ich nicht missen möchte. So ist für mich der Entstehungsprozess eines Bildes genauso wichtig wie das Ergebnis.

Margit Späth: Dont conceal

eXperimenta: Ein roter Faden in ihrer Malerei ist auch das Wort. Wieso verbinden sie Malerei mit Worten?

Margit Späth: Ich bin Wort-Bild Künstlerin. Malen ist für mich untrennbar mit dem Schreiben verbunden. Es ist einfach so. Impulse aus verschiedenen inneren Regionen tauchen auf und ich setze sie durch Malerei und Sprache um. Ich liebe das Spiel und den Umgang mit Worten sehr. Für mich sind Worte oft von einem Raum umgeben, der dann in Wechselwirkung tritt mit der Malerei. Und dies ergibt wiederum neue Impulse.

eXperimenta: Sie schreiben auch Haiku Gedichte. Was fasziniert sie an dieser Dichtkunst?

Margit Späth: Ich liebe die geordnete Form des Haiku. Üblicherweise lege ich bei meinen Gedichten nach Art des Haiku keine strengen Maßstäbe an, ich bewege mich in einem Rahmen von 11 – 17 Silben und drei Zeilen. Durch seine Begrenzung und Direktheit ist das Haiku schnörkellos, ohne unnötigen Ballast und bringt die Aussage auf den Punkt. Trotz seiner Reduziertheit und Schlichtheit in der Form können die Zeilen sehr aussagekräftig sein und viele Assoziationen wecken. Das Haiku ist für mich eine wunderbare Möglichkeit, Naturerlebnisse und Befindlichkeit schreibend in Einklang zu bringen. Diese Achtsamkeit für den Moment, die Spontaneität, das Aufgreifen des Naheliegenden, wie im Haiku umgesetzt, hat sehr viel zu tun mit meiner ganz speziellen Auffassung von Kunst. Daher fühle ich eine große Nähe zu dieser sehr kurzen lyrischen Form, die mir schon als Kind vertraut war, da meine Mutter verschiedene Haiku Gedichtbände hatte, die mir zugänglich waren.

eXperimenta: Irgendwie sind sie eine Wanderin zwischen den Welten. „Zeitpflügerin“ heißt eines ihrer Werke. Wie darf man das verstehen?

Margit Späth: Zeit ist ein faszinierendes Thema, mit dem ich mich seit vielen Jahren beschäftige. Immer, wenn ich male, ist das Hier und Jetzt, mein Erleben des Augenblicks, ein grundlegendes Element meiner künstlerischen Arbeit. Aus der Erfahrbarkeit des Augenblicks ziehe ich Inspirationen.

Margit Späth: Die Zeitpflügerin

Im Malprozess wird Zeit tatsächlich relativ. Es kann vorkommen, dass ich stundenlang male und es mir hinterher scheint, als sei es nur sehr kurz gewesen. Oder auch, dass ich nach der Zeit, die die Uhr anzeigt, nur sehr kurz gemalt habe, dabei jedoch verschiedene Ebenen durchreist und viele Elemente für mein Arbeit gesammelt habe. Ich trage übrigens nur sehr selten eine Uhr. Zeit ist ein wichtiger Aspekt bei meiner künstlerischen Arbeit. Wie bereits erwähnt, würde ich den Malprozess als Abfolge von Impulsen, Momentaufnahmen beschreiben, die blitzartig auftauchen und die ich versuche einzufangen und durch künstlerische Mittel umzusetzen. Der Augenblick wird dabei zur festgehaltenen eingefrorenen Gegenwart, liegt dann jedoch bereits in der Vergangenheit. Es ist tatsächlich ein Spiel mit der Zeit. Der Versuch – der jeweils mehr oder weniger gut gelingt – Gegenwart greifbar zu machen und für die Zukunft in gewisser Weise zu „konservieren“. Die einzelnen Momentaufnahmen symbolisieren für mich sowohl individuelle Zeitfragmente, als auch gleichermaßen eine Synthese im vollendeten Bild, für die ich den Begriff SNAP SHOT SYNTHESE geprägt habe, weil mir das besser gefällt als „Synthese bzw. Überlagerung von Momentaufnahmen“. Die Faszination, die Zeit für mich birgt, thematisiere ich in meiner Kunst in unterschiedlichster Art und Weise, schreibend und malend. So ist auch der Titel „Zeitpflügerin“ entstanden. Ich lasse mich einfach von meinen Inspirationen leiten, ohne Wertung. Sicher ist dies eine völlig subjektive Sicht der Dinge, es macht mir aber viel Spaß, mich mit diesem Thema zu beschäftigen.

eXperimenta: Wie sehen ihre nächsten Projekte aus?

Margit Späth: Ich habe vor, mit größeren Formaten zu experimentieren und mehr Collagen zu machen, da so viele Fundstücke darauf warten, in ein Bild aufgenommen zu werden. Weiterhin möchte ich irgendwann gerne ein Buch mit meinen Arbeiten herausbringen. Ich werde mit allen Sinnen offen bleiben, nach außen und innen lauschen, Begegnungen suchen und finden und spielerisch das umsetzen, was sich greifen lässt.

I love art.

eXperimenta: Liebe Margit Späth, herzlichen Dank für das Gespräch!

Margit Späth: Auch ich bedanke mich sehr herzlich für das angenehme Gespräch mit Ihnen Herr Heins.

Website: **www.capture-art.de**

Gioconda Belli

Trilogie der Lyrik – Teil Eins

Tanzten Männer und Frauen
Vergessen um die Zeit, die sich in ihren Knochen
angesammelt hat.

Was ist Zeit?
War Alfonso Cortés verrückt
Als er fragte, ob sie existiert?
Werde ich die Uhr überlisten können
Indem ich mich weigere, zum festen Zeitpunkt zu schlafen?
Und rege erwache, damit
Die Jahre nicht in der dubiosen Ungewissheit der Träume
entfliehen?

Es hört auf zu regnen.
Wenn der Schlaf mich besiegt
Wird mir nichts anderes übrigbleiben
Als die banale Realität zu akzeptieren
Die mich fortträgt zu dem Ort
An dem niemand mehr aufwacht.

Gioconda Belli: Feuer bin ich in der Ferne, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2008.

Bukowski Lesung 31.3.1980 in Redondo Beach.
Foto Credit: Benno Käsmayr

Gioconda Belli (* 9. Dezember 1948 in Managua, Nicaragua) ist als nicaraguanische Schriftstellerin und Lyrikerin eine der international bekanntesten lateinamerikanischen Autorinnen. Sie studierte Kommunikationswissenschaften in Spanien und den USA. 1970 schloss sie sich der FSLN an, der Sandinistischen Nationalen Befreiungsfront gegen die Diktatur der Somoza-Familie. Ihr schriftstellerisches soziales und politisches Engagement stieß auf harsche Kritik auf Seiten des Bürgertums.

Gleichzeitig verursachten Anfang der 70er Jahre ihre ersten veröffentlichten erotischen Gedichte im katholisch-strengen Nicaragua einen Skandal. Belli sah sich jedoch durch die Furore um ihre Person in ihren Anliegen als Autorin zusätzlich bestärkt. 1975 verließ sie Nicaragua und ging zunächst nach Mexiko, später dann nach Costa Rica. Zusammen mit ihren drei Kindern kehrte Gioconda Belli 1978 nach Nicaragua zurück und begann in der politischen Bildung und als Kulturredakteurin zu arbeiten. Inzwischen lebt sie mit ihrer Familie in Los Angeles und Managua.

1978 wurde sie für ihren Lyrikband „Línea de Fuego“ mit dem kubanischen Premio Casa de las Américas ausgezeichnet. In dem Band sind revolutionäre und erotische Gedichte veröffentlicht.[1] 1989 erhielt sie den Preis „Das politische Buch“ der Friedrich-Ebert-Stiftung.

Quelle: Wikipedia

eXperimenta

AUTORENLESUNG

BILDUNG
für ein gelingendes
LEBEN

Samstag, 28. Juni 2014
Bildungszentrum St. Hildegard
Bahnstr. 26, 55543 Bad Kreuznach
20.00 – 23.00 Uhr

Autorinnen und Autoren aus dem ganzen Bundesgebiet und Teilnehmer(innen) der Seminare des Kreativen Schreibens im Bildungszentrum St. Hildegard und im Kloster Himmerod tragen ihre Texte vor

Eintritt: 6,00 EURO

Katholische
Erwachsenenbildung
Rhein-Hunsrück-Nahe
www.keb-bad-kreuznach.de

und

eXperimenta
online Magazin für Literatur und Kunst
Hrsg. INKAS INstitut für KreAtives Schreiben
www. eXperimenta.de

„Das ist mein Traum, meine Phantasie ...“

Werner Karl im Gespräch mit der eXperimenta

eXperimenta: Was kannst du über die Entwicklung der E-Books sagen?

Werner Karl: Ganz ehrlich? Ich bin froh, daß ich Deutscher bin - kein Nationalist; ich bin Terraner fränkischer Abstammung ;-) - und wahrscheinlich sogar dazu ein ganz typischer. In Deutschland werden bis dato keine 3% des gesamten Buchhandels mit E-Books erzielt. Und ich finde, das ist gut so. In den USA hat sich der Anteil auf 25% eingependelt (Stand Dez. 2013) und soll jetzt sogar ein klein wenig stagnieren, bzw. sogar minimal zurückgehen. Wir Deutsche sind größtenteils Haptiker, wir wollen ein Buch in Händen halten, den evtl. edlen Einband genießen, das Papier und die Farbe riechen, das leise Rascheln ist weitaus … äh, erotischer als ein ständiges Klickklick oder Fingergewische auf dem Tablett. Außerdem verkauft sich ein E-Book schlecht bis gar nicht bei Lesungen, versendete Rezi-E-Books werden rasch in einen Ordner weggeklickt und zum Verschenken taugen sie auch nichts. Ich habe noch mehr Nachteile von E-Readern (also den Geräten für E-Books) gefunden; das paßt aber hier nicht ganz her. Wen´s interessiert, kann sich den Artikel auf meiner Website durchlesen.

Stephan Waldscheidt hat kürzlich angeregt, daß sich die Gemeinde der Selfpublisher einem gewissen selbstauferlegten Qualitätsstandard unterziehen sollte, da ja der Filter Lektorat/Verlag in den meisten Fällen entfällt. Das Ergebnis sind mitunter schreckliche Texte, die vor Fehlern nur so strotzen. Die Geschichte mag sogar gut oder sehr gut sein. Aber wer will ein E-Book lesen, dessen Wortwahl und Grammatik an die Grundschule erinnern?

Ich denke, das E-Books sich einen gewissen Marktanteil „erobern“ werden (wenn wir das Ende der Fahnenstange nicht schon erreicht haben). Aber als ein Mittel, sich mit wenig oder gar keinen Kosten einem großen Publikum zu präsentieren, finde ich es hervorragend. Außerdem verlegen sich mehr und mehr klassische Verlage darauf, genau solche SP-Autoren und deren E-Bücher zu beobachten, bieten eigene Plattformen an (z.B. neobooks von Droemer-Knaur oder die Bastei-Lübbe-Academy) und picken sich die Rosinen aus dem Kuchen. Wenn allerdings die SP-Autoren ihre Texte nur hinschludern (so á la: „Ich bin ein Star, korrigiert hinter mir gefälligst den Dreck weg!“), dann fürchte ich, wird die Aufmerksamkeit der Talentsucher rasch erlahmen.

eXperimenta: Sind E-Books die Zukunft des Lesens?

Werner Karl: Ich hoffe nicht und bin da mittlerweile recht entspannt (s.o.). Ein Buch kann Jahrhunderte überdauern, ein Stück Elektronik wird von der Technik überholt und landet auf dem Wertstoffhof im Schrott-Container.

eXperimenta: Bei dem Literaturportal sfbasar bist du Blogger. Welchen Schwerpunkt hast du da übernommen?

Werner Karl: Ich bin da Mit-Redakteur, stelle auch mal Infos, kleine Artikel u.a. ein. Ich nehme fast regelmäßig am Story-Wettbewerb teil, um die direkte Reaktion der Leser auf meine Texte zu erhalten. Aktuell besuchen monatlich rund 10.000 Leser diese Seite, das ist doch schon was. Stories sind generell eine tolle Gelegenheit, neue Ideen oder Stile auszuprobieren. Ein Roman mit 300, 400 oder 500 Seiten ist halt schon ein dicker Brocken. Kleine und schnelle Erfolgserlebnisse mit Stories (Gewinne, Aufnahme in Anthologien, schöne kurze Stücke bei Lesungen) sind nicht zu unterschätzen und empfehle das gerade Neu-Autoren. Daß man mit Stories auch höchste Weihen erringen kann, hat die letzte Literatur-Nobelpreisträgerin Alice Munro bewiesen. Sie ist die „Virtuosin der zeitgenössischen Kurzgeschichte". Sie als Vorbild zu haben, scheint also nicht die schlechteste Idee zu sein.

eXperimenta: Wie kann man sich eigentlich beim sfbasar mit seinen Texten einbringen?

Werner Karl: Das ist relativ einfach. Man fragt den Seitenbetreiber per E-Mail oder Kommentar an und kann beim nächsten Wettbewerb seine Story einstellen lassen. Wer öfter teilnehmen will, bekommt einen begrenzten Admin-Zugang vom Systemadministrator oder direkt vom Seiteninhaber. Und schon geht es los …

Die Belohnung sind kleine Geldbeträge und Buchpakete. Für mich ist aber das Feedback der Leser viel wertvoller.

Leider habe ich schon feststellen müssen, das eingereichte Texte die schon zitierten Fehler in nicht akzeptabler Häufigkeit aufwiesen und Hinweise, was zu korrigieren wäre, als Angriff verstanden wurde, anstatt als ehrlich und kollegial gemeinte Hilfestellung. Wie schon erwähnt: Ein Autor muß auch Kritik aushalten können. Da schließe ich mich gar nicht aus. Im Gegenteil: sachliche Kritik ist mir hochwillkommen. Denn jeder Autor ist textblind und wird auch bei mehrfachen Überarbeitungen das eine oder andere übersehen. Ein Fremdleser, Erstleser ist ja ein Korrektor, im Idealfall sogar ein Lektor. Hier kommt die Korinthe wieder durch. Jeder entdeckte Fehler ist ein guter Fehler.

Websites

www.wernerkarl.org
www.buchrezicenter.de
www.sfbasar.de

Bibliographie

„Autor werden, Autor sein, Autor bleiben", neobooks, 2013, E-Book ISBN 978-3-8476-4819-2
„Danger Zone - Science Fiction Stories", Tredition, 2011, Taschenbuch ISBN-978-3-8424-0091-7
„Danger Zone - Science Fiction Stories", Tredition, 2011, E-Book ISBN-978-3-86850-804-8
Jeweils eine Kurzgeschichte in folgenden Anthologien:
„Rettungskreuzer IKARUS", Atlantis-Verlag, 2014, ISBN
„Weltentor Mystery", Noel-Verlag, 2013, Paperback ISBN 978-3-95493-030-2
„Weltentor Fantasy", Noel-Verlag, 2013, Paperback ISBN 978-3-95493-029-6
„Weltentor Fantasy / Science Fiction / Mystery", Noel-Verlag, 2012, Hardcover ISBN 978-3-95493-002-9
„Weltentor Science Fiction II", Noel-Verlag, 2011, Hardcover ISBN 978-3-942-802567
„Weltentor Science Fiction II", Noel-Verlag, 2011, Paperback ISBN 978-3-942-802536

Unveröffentlicht:
Fantasy-Trilogie Spiegelkrieger
Band 1: „Druide der Spiegelkrieger"
Band 2: „Königin der Spiegelkrieger"
Band 3: „Dämon der Spiegelkrieger"

Die Klassikerin

Enheduanna Hohepriesterin von Ur

Banishment from Ur

You asked me to enter the holy cloister,
The giparu,
and I went inside, I the high priestess
Enheduanna!
I carried the ritual basket and sang
Your praise.
Now I am banished among the lepers.
Even I cannot live with you.
Shadows approach the light of day, the light
Is darkened around me,
Shadows approach the daylight,
Covering the day with sandstorm.
My soft mouth of honey is suddenly confused.
My beautiful face is dust.

En-□edu-anna / En-hedu-anna (auch **En-□edu-ana, En-chedu-ana**; akkadisch *En-he-du-an-na, auch En□eduanna/Encheduanna/Enheduanna*) ist als Tochter von Sargon von Akkad bekannt. Neben ihren wichtigen Positionen im Land gilt sie als erste historisch bekannte historisch bekannte Autorin, deren Werke schriftlich überliefert wurden.

Zunächst war En-□edu-anna Naditum-Priesterin des Himmelsgottes Anu in Uruk, der Inanna in Uruk und des Nanna in Ur. Nach dem Tod der alten Entu-Priesterin berief sie ihr Vater um 2270 v. Chr.[1] zur neuen Hohepriesterin im Egipar in Ur. Sie war damit automatisch die „Gemahlin“ vom Mondgott Nanna (akkadisch Su'en, babylonisch-assyrisch Sîn).

Das Epitheton en steht für (Priester)herr und pontifikale Oberherrschaft. Die exakte Bedeutung ist unklar, jedoch war ihr Rang höher als ensi (Stadtfürst, später auch für Statthalter). Die Sumerer unterschieden „En-tum“ (nam-en), „Ensi-tum“ (nam-ensi) und „lugal-tum“ (nam-lugal). Der Titel lugal war der Herrschertitel par excellence.

Zur Herrschaftssicherung und wohl im Dienste der Integrationspolitik (der unterworfenen sumererischen Bevölkerung) blieb es auch unter den Nachfolgern des Sargon Brauch, die höchsten Priesterämter mit den Töchtern der Herrscher zu besetzen. En-men-ana, Tochter des Naram-Sin, übernahm entsprechend als En-hedu-annas Nachfolgerin das Amt der Entu-Priesterin.

Quelle: Wikipedia.org

Johannes Tosin

Ein paar Lichtblicke lang, die Gedanken sind

Vielleicht sind ja viele dieser Menschen gar nicht tot, die verschwunden sind und nie wieder aufgetaucht, von denen man Kleidungsstücke und persönliche Gegenstände fand und stark annahm, sie seien einem Verbrechen zum Opfer gefallen. Vielleicht haben sie in ein anderes Universum gewechselt, vielleicht sogar in eines von jenen alten Universen, die bereits schrumpfen und in denen die Zeit rückwärts läuft, von hier aus kann man nicht sehen, was in ihnen geschieht, aber wenn man erst in einem von ihnen ist, ist es einfach eine neue Welt man wird sich an die neuen Naturgesetze anpassen, weil man die alten nicht mehr kennt, man hat sie vergessen.

Das dachte er, als er im Auto von seinem Wohnort in die Stadt fuhr, an einem dieser farbarmen Tage zwischen Herbst und Winter. Er hatte gerade nach rechts zur Bushaltestelle gesehen, dann nach vorn, dann nach links, und hatte heftig das Gefühl gehabt, sich in einer völlig fremden Gegend zu befinden. Ein paar Lichtblicke lang, die Gedanken sind: Ich bin hier falsch. Ich fahre hier zum ersten Mal. Wie schnelle Schnitte in einem Film. Nur ein paar Sekunden oder auch den Bruchteil einer Sekunde hatte es gedauert. Dann war er wieder zurück.

Es war ein umgekehrtes Déjà-vu-Erlebnis: nicht etwas Bekanntes entdecken, sondern etwas Unbekanntes in gewohnter Umgebung sehen.

Im Frühjahr ging er in der Stadt spazieren. In die Unterführung hinein, die die Straße untertunnelte. Da waren die Graffiti an den Wänden. Das war auf den ersten Blick nicht ungewöhnlich, da sie wirklich dort standen, seltsam wurde es auf den zweiten, denn sie schrieben von Kreisky und Pershing 2 und Reagan und Thatcher. Und Plakate hingen, nicht in Computerschrift, Demonstrationen und Revolutionen, das Aktionskomitee befiehlt, du sollst folgen!, in roten Buchstaben. Diesmal dauerte es länger, die Zeit für den Gang durch die ungefähr fünfzehn Meter der Unterführung. Von innen sah er vor sich an ihrem Ende einen Mistkübel, der weg war, als er sie verlassen hatte. Im Sonnenlicht war wieder alles wie vorher, alles war unverändert.

Eineinhalb Stunden später ging er aus der Gegenrichtung durch die Unterführung. Ein Radfahrer und zwei gepiercte Mädchen. In den 1980er Jahren war noch niemand gepierct.

Da kam ihm eine Idee, eine Frage: Könnte es sein, dass ich mich durch verschiedene Zeiten bewege und entscheiden soll, wo ich bleiben will?

Auch wenn es so war, die Gegenwart hatte ihn wieder vereinnahmt, die eine vertikale Linie war, die die Pfeilspitze des Zeitvektors aufhielt. Nach ihr begann die Zukunft. Machte er nur einen Schritt, begann sie zu laufen. Er ging zu seinem Auto, und er ging in die Zukunft hinein.

Der folgende Sommer war ein Badesommer, wie fast jeder hier. Er lebte in einer Ferienregion. Die Ferraris kreisten um den See. Wenn es mitten in der Nacht knallte, waren das keine Schüsse, hinter dem Fenster wurde es bunt, die Farben breiteten sich aus, es war ein Feuerwerk. Und es knallte häufig mehrere Nächte hintereinander. Schöne Frauen sonnten sich oben ohne auf den Liegewiesen. Es war easy living. Oft ist das Leben nur so hart, wie man es nimmt. Es kommt auf den Vergleich an, er macht die Bewertung relativ.

Eines Sonntags Ende August, als der Herbst die ersten, noch zaghaften Versuche startete, den Sommer aus dem Jahr zu schubsen, trat er frühmorgens aus dem Haus, um die Zeitung zu holen, die eingerollt und mit einem Gummiband fixiert auf zwei Steinen der Einfahrt lag. In der Küche breitete er sie aus Das Datum auf den Seiten fehlte. Es war mehr Text als sonst, dafür gab es weniger Fotos, und diese Fotos waren klein und schwarz-weiß. Auf Seite fünf wurde eine

Nähmaschine beworben. Er sah aus dem Fenster. Sein Blick ging ungehindert in den Wald hinein, das Nachbarhaus war noch nicht erbaut worden. Auch die Küche hatte sich verändert, anstelle des Elektroherdes stand ein Sparherd, der Geschirrspüler fehlte, Töpfe hingen an der Wand.

Dann kam die Katze und biss ihn in die Wade. Er klapste ihr auf den Kopf. Als er sogleich aufstand, um ihr Fressen zu geben, war die Küche wieder modern, das Nachbarhaus stand wie zuvor.

Von jedem Ergebnis gehen viele Zeitstrahlen aus, dachte er in einer der kommenden Wochen, es gibt viele Möglichkeiten, viele verschiedene Zukünfte. Es kann so werden oder anders. Ja, so ist das wohl.

Als im Herbst Schnee fiel, war der Winter angekommen. Der Schnee birgt Erinnerungen, deshalb mögen ihn viele Menschen. Er war auf dem Weg zu einem Kunden hinter der östlichen Grenze. Er fuhr den Berg hinauf, dessen Passhöhe die Grenze bildete. Er kannte diesen Weg sehr genau, er arbeitete schon lange für diese Firma, mehrere Male im Jahr fuhr er diese Strecke.

Wieder war es anders. Nach jeder Kehre wirkte die Vegetation urtümlicher, die Autos, die auf ihn zu und vor und hinter ihm fuhren, wurden ältere Baujahre. Dann fehlte die Leitschiene, schließlich war der Straßenbelag aus Lehm statt Asphalt, er folgte einer Pferdekutsche. Und auch er saß plötzlich in einer solchen. Der Kutscher hielt die Pferde an. Ein Grenzwachebeamter kontrollierte seinen Pass, ein Zollwachebeamter fragte ihn höflich, ob er Waren mit sich führe, die er deklarieren müsse.

Jetzt ging es auf der anderen Seite den Berg hinunter. Die Kutsche wurde zum Oldtimer, der Asphalt glänzte schwarz. Die ersten Häuser am Straßenrand hatten Kunststofffenster. Aber dann blieb die Zeit stehen, bis zur alten Gegenwart reichte sie nicht, denn hier lag das Land höher.

Er wusste genau, dass, wenn er nach dem Kundenbesuch abends auf derselben Stecke zurückkehrte, alles genau gleich wäre wie vorher. Wollte er das? Nein, die meisten wollen das nicht, auch er wollte das nicht.

Das war seine Chance! Er würde anders abbiegen, er würde einen Umweg nehmen, er würde überhaupt nicht mehr zurückkehren, ihm war noch nicht klar, was genau er tun würde,

Aber er würde ein gravierend anderes Leben führen.

Um zu seinem Kunden zu gelangen, müsste er jetzt rechts abbiegen, doch er fuhr weiter geradeaus, dann nach links. Und damit gab es seinen Kunden nicht mehr.

Johannes Tosin wurde 1965 in Klagenfurt am Wörthersee geboren. Er ist Maschinenbauingenieur und Exportkaufmann, schreibt Lyrik, Prosa und Hörspiele. Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien und im Internet bei „Sandammeer“, „Zarathustras miese Kaschemme“, „Telepolis“, „Twilightmag“, „Das Dosierte Leben“ und „Stadtgemeinde Bleiburg“. Er lebt in Pörtschach am Wörthersee.

rowohlt

SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT

TEXTart

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.

- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20 (zzgl. Versand) bestellen!

Oder gleich ein Abo (4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!

www.textartmagazin.de

TextArt-Verlag
Abonnentenservice
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de

Marie Claire Lukas

METROLIT Verlag Berlin

Marie Claire Lukas, Portrait: Ollanski

eXperimenta: Frau Lukas, sie sind Pressesprecherin vom Metrolit Verlag. Wie würden sie Ihren Aufgabenbereich beschreiben?

Marie Claire Lukas: Ich bin dafür zuständig, Aufmerksamkeit für alle METROLIT-Titel und den Verlag im Ganzen zu erzeugen. Das Wichtigste ist hierbei der enge Kontakt zu Autoren und Journalisten. Ich entwickele für jeden Titel eine Strategie dafür, wie er am besten platziert werden kann. Das bedeutet auch, dass ich die Journalisten in den Redaktionen besuche und natürlich auch auf den wichtigen deutschen Buchmessen unsere Autoren betreue.

eXperimenta: Das stelle ich mir sehr abwechslungsreich und spannend vor. Gibt es auch Situationen, die weniger angenehm sind?

Marie Claire Lukas: Durch die große Menge an Neuerscheinungen auf dem deutschen Buchmarkt, gelingt es nicht immer, die Aufmerksamkeit für ein Buch zu erzeugen, die es eigentlich verdient. Das kann schon mal frustrierend sein. Auch wenn man sein Bestes für ein Buch gegeben hat, hat man dann manchmal ein schlechtes Gewissen den Autoren gegenüber.

eXperimenta: Der Metrolit Verlag ist mittlerweile in der Verlagswelt eine feste Institution im deutschen Kulturbetrieb. Haben sie es da überhaupt noch nötig, Pressearbeit zu machen?

Marie Claire Lukas: Auf jeden Fall. Selbst die größten und etabliertesten Verlage müssen für jeden neuen Titel Pressearbeit machen. Sonst geht er unter. Damit zeigt der Verlag auch, dass er hinter dem jeweiligen Titel steht. Das ist wichtig. Nicht zuletzt auch für die Autoren.

eXperimenta: Was sind die wichtigsten Säulen in der Pressearbeit für Ihren Verlag?

Marie Claire Lukas: Natürlich ist das Netzwerk wichtig. Und die Fähigkeit, immer den Überblick zu behalten. In unserem bestimmten Fall ist es so, dass wir ein Überthema haben. METROLIT ist der Verlag für Popkultur. Das vereint sehr viele Themen unter sich und damit auch sehr viele unterschiedliche Titel. Vom Bild- Textband über das Berliner Nachtleben, literarische Wiederentdeckungen aus den 20er und 30er Jahren, bis hin zu Graphic Novels über amerikanische Serienmörder. Da muss die Pressearbeit immer wieder neu überlegt werden und jeder Titel zielgenau beim richtigen Journalisten landen.

eXperimenta: Wie bewerben sie die einzelnen Neuerscheinungen?

Marie Claire Lukas: Die Werbung ist eine Sache des Marketings, die nicht an die Journalisten, meine Hauptansprechpartner, gerichtet ist. In einem vergleichsweise kleinen Verlag wie METROLIT gibt es für das Marketing keinen hohen Etat. Das macht die Pressearbeit umso wichtiger.

eXperimenta: Wer sucht in Ihrem Verlagshaus die Themen, wer sucht die Autoren und Autorinnen aus?

Marie Claire Lukas: An erster Stelle die Lektoren. Aber wir sind ein kleines Team und diskutieren auch Programmfragen oft gemeinsam.

eXperimenta: Wie viele unverlangte Manuskripte gehen bei Ihnen ein?

Marie Claire Lukas: Mal mehr, mal weniger. Aber Schnitt sind es bestimmt etwa 10 pro Woche.

eXperimenta: Was sollten Autorinnen und Autoren beachten, wenn Sie bei Ihnen ein Manuskript anbieten?

Marie Claire Lukas: Bei uns und bei den meisten anderen Verlagen werden dafür Angaben auf der Homepage gemacht. Die sollte man unbedingt einhalten. Wir zum Beispiel bitten um einen Lebenslauf, ein kurzes Exposé und einen zusammenhängenden Auszug von etwa 30 Seiten. Da die Verlage viele Manuskripte bekommen, dauert es oft lange, bis der Sender eine Rückmeldung bekommt. Die Erfahrung zeigt aber, dass Nachfragen per Mail oder Telefon die Sache nicht beschleunigen.

eXperimenta: In Ihrem Verlag ist eine „nichtautorisierte" Biografie von Kraftwerk erschienen. Ist der Name Kraftwerk alleine schon eine Erfolgsgarantie?

Marie Claire Lukas: Ganz im Gegenteil. Es gibt sehr viel Kraftwerk-Fans mit einem fundierten Wissen über die Band. Wenn man kein gut geschriebenes und exzellent recherchiertes Buch auf den Markt bringt, fliegt einem das schnell um die Ohren.

eXperimenta: Leere Kassen in den Kulturbetrieben, leere Kassen in den Verlagshäusern. Ist es teuer, Bücher zu verlegen?

Marie Claire Lukas: Man wird auf jeden Fall nicht reich damit.

eXperimenta: Wie sieht die Zukunftsplanung bei Metrolit aus?

Marie Claire Lukas: Tja, wir möchten weiter mit viel Leidenschaft gute und interessante Bücher machen und hoffen, dass wir damit viele Leser finden.

eXperimenta: Frau Lukas, vielen Dank für das Gespräch!

Das Gespräch für die **eXperimenta** führte Rüdiger Heins

www.metrolit.de

Franz Puschnik

Gedichte

Das Glück ist oft so kurz gebunden,
plötzlich wird es fort geweht.
Zerbricht nach wenigen Sekunden,
weiß nicht wann die Stunde schlägt.

Dann mischt es sich mit Meereswogen.
Hebt mich hoch und lässt mich schweben,
schenkt mir bittersüße Drogen,
Leidenschaft entfachtes Beben.

Ungetüm und Seidenengel,
Reiter mit dem Sonnenschild.
Und auch dieser Jähzornbengel,
ungezügelt weh und wild.

Alles kann ein Glück bereiten,
launisch wie ein wilder Sturm.
Halt es fest an beiden Seiten,
häng es in den höchsten Turm.

Sternenkleid aus tausend Falten,
will ich dir zu Füssen legen.
Einen Kuss zum Lohn erhalten,
das ist Glück wie Sommerregen.

*

Franz Puschnik wurde 1936 in der Steiermark geboren. 1945 verlor er durch eine Handgranaten-Explosion sein Augenlicht und ein Bein. In einem Grazer Internat erlernte er die Blindenschrift und schloss seine Schulbildung ab. In dieser Zeit entdeckte er auch seine Leidenschaft für Musik. In den 50er Jahren bekam er Privatunterricht für Klavier und Kirchenorgel. Bereits als 15-Jähriger legte er am Grazer Dom die Organistenprüfung ab. Mit 18 Jahren unterbrach er seine klassische Musikausbildung und widmete sich der Unterhaltungsmusik.

„1956“ gründete er seine erste eigene Band.

1972 fand sich die Gruppe „Franky Push“ zusammen, die bei Tanzveranstaltungen Erfolge feierte und auch Platten einspielte. Puschnik spielt Akkordeon, Klavier, Orgel und Hammondorgel und war 32 Jahre lang Berufsmusiker. 1988 zwangen ihn chronische Schmerzen in den Händen zum Aufhören. In seiner Wohnung ließ er sich daraufhin ein kleines Tonstudio einrichten, in dem er komponierte und Tonbandaufnahmen machte.

weißer Engel
aus Purpur Nächten gelockt.
Flimmerflügel daunenweich.
Zeigen reizvoll
reif geküsstes
lippenrotes Himmelreich.

Weißer Engel
Öffne deine Zauberhände!
Sonnenstrahlen führen dich.
Jeder Schritt
weckt Träume wach
zärtlich süßer Pinselstrich.

Weißer Engel
trägst der Liebesspiele Quellenreich,
wenn Sehnsuchtsfackel Stürme beben.
Silberschein
lustgewandelt
bereit auf Spitzengold zu schweben.

Weißer Engel
tanz mit mir das Lied der Sterne.
Deine Seele ist Vulkan!
Jedes Zucken,
jeder Druck
führt uns näher an den Wahn.

Weißer Engel
splitternackt im Sonnenlicht.
Glockenreiner Augenblick
fall auf mich,
ohne Warnung.
Explosion aus Liebesglück.

Parallel zur Musik widmet er sich seit seiner Pensionierung vermehrt dem Schreiben. Tag für Tag hält er seine Gedanken in einem imaginären Tagebuch fest – früher auf einer Schreibmaschine, seit 1995 auf einem speziellen Computer, den er vom Schweizer Blindenbund bekommen hatte. Aus diesen Notizen entstand das Buch „Mund mit sieben Lächeln“. Zahlreiche weitere Texte Puschniks wurden in Anthologien veröffentlicht, unter anderem „Die längste Nacht“, die Geschichte seines Unfalls als Knabe.

Beim Spielen in einem aufgelassenen Militärlager wurden im April 1945 mehrere Kinder von zurückgelassener Munition schwer verletzt. Ein Mädchen und ein Knabe starben, Franz wurde der linke Fuß abgerissen, die Augen durch die Wucht der Explosion zerstört.

Seine Erzählung, „Meine längste Nacht.“ die eindringlich die unerträglichen Zustände in einem Lazarett am Ende des zweiten Weltkriegs schildert, endet mit den Worten „Ich bin zum zweiten Mal verheiratet und ein glücklicher Mensch.“ Puschnik hat zwei Kinder aus erster Ehe. Nach Jahren in der Schweiz wohnt er heute wieder in Österreich – in Feldkirch im Vorarlberg. Auf seiner Homepage www.puschnik.li prangt in großen Lettern „Franky“s Lebensmotto: „Ich kann dich nicht sehen, doch deine Worte bringen mir Licht.“

Margit Späth

Lyrik – Malerei

Flattern

Nur dann,
wenn die
Ränder der Zeit
flattern
und sich heben,

wird der Blick frei
auf das Dahinter.

Margit Späth: Flattern,

Margit Späth: Langsamer

Langsamer

Fächle langsamer,
sagte ich
heute
zum Augustwind.

Es schien,
als hätte er
mich verstanden.

Margit Späth: Was

Was

Was
in die Welt
fällt,
wird keimen.

Irgendwie.

Unversehens

Unversehens
steht der Sommer
an der Schwelle.

Das Rascheln
der Blätter
im August
übertönt alles

Margit Späth: Unversehens

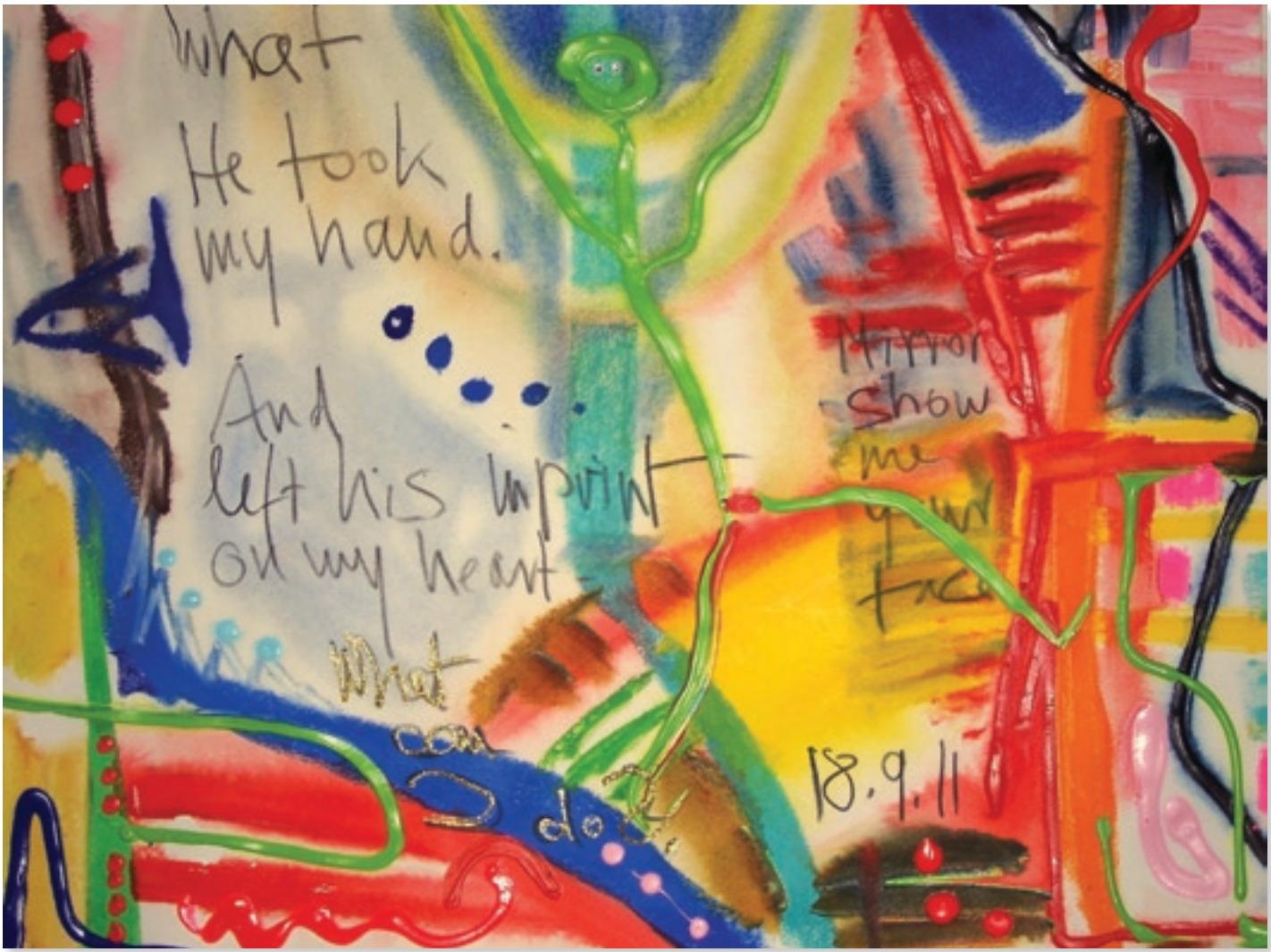
What

He
took my hand.

And
left his imprint
on my heart.

What
can I do?

Margit Späth: What



Margit Späth: Bedeckt

Bedeckt

Bedeckt
von den Flügeln
des Schlafes
ruhen wir
zeitlos.

Nähe
atmend.

Margit Späth: Herzglühen

Herzglühen

Ein Blick –
Herzglühen.
Der Wind fächelt.

Bevor
du sprachst,
Augenblau satt.

Margit Späth: Kaugummi

Kaugummi

Lineare Zeit.
Plötzlich gedehnt
wie Kaugummi.

Schlägt Wellen.

Unterschlupf
für Zeitflüchtlinge.

Rüdiger van den Boom

Der Übersetzer – Teil Drei

Brian saß mit Helga im Wohnzimmer. Sie tranken Rotwein, den Brian aus Josefs Keller geholt hatte. Helga hatte einen kleinen Karton mit Fotos auf den Tisch gestellt und suchte nach einem bestimmten Bild. Als sie es gefunden hatte, reichte sie es Brian.

„Weißt du, wo das war“, fragte sie. Ihre Stimme verriet eine leichte Anspannung. Sie schaute ihn erwartungsvoll an. Er warf einen Blick darauf und erkannte es sofort wieder. Das Bild war vor einem Jahr auf Helgoland aufgenommen worden. Es zeigte Josef, Helgas Mann, und ihn. Die beiden hatten ihn eingeladen, einen Kurzurlaub mit ihnen auf der Nordseeinsel zu verbringen. Josef und Brian standen ein wenig steif nebeneinander, lächelten gekünstelt in die Kamera. Helga hatte das Foto aufgenommen. Im Hintergrund war die Reede von Helgoland zu sehen, zwei Ausflugsschiffe ankerten in der Ferne, ein Versetzboot voll mit Menschen kam auf die Insel zugefahren. Ansonsten nur das Blau-grün der Nordsee, das im hellen Blau des Himmels eine Entsprechung fand.

„Das war…“, sagte er.

Helga unterbrach ihn.

„Bei deinem letzten Besuch. Ein Jahr bevor er...“, sie vollendete ihren Satz nicht.

Er reichte ihr das Foto zurück, wollte so die Pause, die entstand, überbrücken.

„Ja“, sagte er, „ein schweres Jahr für euch beide.“

Helga hatte sich schnell wieder gefangen.

„Fällt dir was auf“, fragte sie.

Seine Hand mit dem Bild war immer noch ausgestreckt. Sie berührte sie fest und drückte sie zu ihm zurück. Er schaute das Foto noch einmal genauer an, achtete auf Details, konnte aber nichts Besonders entdecken. Josef und er. Ein Allerweltsbild.

„Nein“, sagte er. „Man sieht ihm die Krankheit noch nicht an, wenn du das meinst.“

„Das meine ich nicht. Die Ähnlichkeit“, sagte sie, „die Ähnlichkeit zwischen euch beiden.“

Er schaute das Bild noch einmal an, sein Gesicht und das von Josef.

Josef war ungefähr fünf Jahre älter als Brian, was man ihm nicht ansah. Er war Anfang sechzig, hatte ein ovales Gesicht, volle Wangen, rundliches Kinn, bauschige Augenbrauen, dunkelbraune Haare. Bis auf das Alter konnte diese Beschreibung auch auf Brian zutreffen. Besondere Kennzeichen für beide: keine. Ihre Köpfe waren auf dem Foto auf gleicher Höhe. Auch wenn ihm die Ähnlichkeit früher noch nicht aufgefallen war, jetzt, als Helga ihn darauf hinwies, sah er sie auch.

„Und“, fragte er Helga. „Was willst du damit sagen?“

„Nichts“, sagte sie, „nichts. Ich meine nur, dass es eine Ähnlichkeit zwischen euch beiden gab. Sonst nichts.“

„Jetzt, wo du es sagst“, sagte Brian, „fällt es mir auch auf.“

„Morgen“, sagte Helga, „morgen kommt ein bekannter Literaturkritiker vom Deutschlandfunk. Er will ein Interwiev mit mir machen. Über Josef. Sein Leben, sein Werk, sein Archiv.“

„Soll ich dabei sein?“

„Nein, nein“, wehrte Helga ab, „das kann ich alleine. Ich wollte es dir nur gesagt haben“.

****

Brian traute seinen Ohren nicht.

Hatte er richtig gehört?

Er saß im Sessel, Helga ihm gegenüber, rechts von ihm, auf einer kleinen Kommode, stand ein uraltes weißes Braun-Radiogerät. Josef hatte es geliebt und wollte es nicht gegen ein neues eintauschen. Brian hob sein Weinglas in die Höhe und ließ die rote Flüssigkeit langsam kreisen. Dann nahm er einen Schluck, den er langsam über seine Zunge gleiten ließ. Helga deutete ihm an, jetzt ruhig zu sein und aufmerksam zuzuhören.

Ein Interview mit Helga Müller, der Frau des vor wenigen Tagen verstorbenen Josef Müller, wurde angekündigt. Es folgte die Erkennungsmelodie der Sendung. „Markt der Bücher“. Aus dem Radio ertönte die sonore Stimme des Literaturkritikers, den Brian am Tage der Beerdigung auch persönlich kennen gelernt hatte und der ein paar einfühlsame Worte zum Tod von Josef Müller sagte, der noch einmal auf die literarische Qualität des verstorbenen Schriftstellers, besonders des letzten Werkes, abhob und sich dann Helga zuwandte. Er ließ sie erzählen, unterbrach sie selten. Von den schönen Jahren mit ihrem Mann sprach sie, von seinen nicht leichten Anfängen als Schriftsteller, von seiner Außenseiterrolle im Literaturbetrieb, von den ersten Büchern, die keiner lesen wollte und vom ersten großen Erfolg und den anderen Romanen und von seinem letzten, der ein halbes Jahr vor Josefs Tod herausgekommen war. Und von den Romanen, die in den nächsten Jahren noch erscheinen werden.

Brian schaute Helga fragend an und schüttelte leicht den Kopf. Hatte er richtig gehört?

„Welche…“, wollte er fragen.

Helga hielt ihren Finger auf ihre Lippen gepresst und deutet ihm an, still zu sein und zuzuhören. Dann zeigte sie auf das Radiogerät, als ahnte sie Brians Frage.

Von welchen Romanen sie spreche, wollte der Kritiker wissen.

Von den Romanen, die Josef noch zu Lebzeiten geschrieben und noch nicht veröffentlicht habe und deren Manuskripte im Archiv in ihrem Haus lägen.

„Meine Aufgabe wird es in den nächsten Jahren sein, diese Manuskripte zu sichten und nach und nach zur Veröffentlichung freizugeben“, sagte Helga.

Dem sonst so eloquenten Kritiker schien die Nachricht, dass Josef Müller gleichsam ein Opus post mortem geschaffen haben sollte, die Sprache zu verschlagen. Eine Pause trat ein.

Wie viele Romane es denn seien, wollte der Kritiker wissen.

Genau wisse sie das auch nicht, sagte Helga, aber sie glaube drei oder vier.

Wieder trat eine kleine Pause ein.

Helga nutzte sie, stand auf und schaltete das Radio aus.

„Der Rest ist nicht so interessant“, sagte Helga.

Brian trank einen Schluck Wein und schaute sie an.

„Wo“, fragte er.

„Was wo“, fragte Helga, obwohl sie genau wusste, worauf sich Brians Frage bezog..

„Wo sind die Manuskripte? Josef hat mir gegenüber davon nie etwas…Und ich…“

„Konnte er auch gar nicht“, sagte sie.

„Das versteh ich nicht“, gab Brian sich geschlagen.

„Die gibt es noch gar nicht“, unterbrach Helga ihn.

„Aber du hast doch…“ Brian zeigte auf das Radio „… soeben gesagt, dass…“

„…es die Manuskripte noch gar nicht gibt“, wiederholte sie.

Sie betonte das noch und das nicht, indem sie beide Worte in die Länge zog.

„Und das heißt…“, wollte Brian wissen.

„Dass sie noch geschrieben werden müssen.“

„Geschrieben? Aber Josef ist…“, Brian ließ den Satz unvollendet.

„Ja, ich weiß.“

„Von wem also?“

Brian zögerte, als er das ausgesprochen hatte und stellte sein Weinglas auf den Tisch zurück. In dem Moment, als er die Frage gestellt hatte, schoss ihm die Antwort darauf durch den Kopf.

Das durfte nicht wahr sein!

„Nein“, sagte er laut, als säße Helga ihm nicht gegenüber, sondern im Nebenzimmer. Er musste an das Foto auf Helgoland denken und warum Helga es ihm gerade jetzt wieder gezeigt und die Ähnlichkeit zwischen ihm und Josef besonders betont hatte.

„Doch“, sagte Helga. Sie hatte verstanden, dass Brian verstanden hatte. „Du hast sein letztes Buch geschrieben und keiner hat es gemerkt. Ganz im Gegenteil. Warum sollst du nicht auch sein neues schreiben? Und es wird wieder keiner merken, weil alle glauben, dass Josef es noch vor seinem Tod verfasst und mir die Aufgabe übertragen hat, es nach seinem Tod erst zu veröffentlichen.“

„Ich mache das nicht“, sagte Brian.

„Wie stehe ich dann da“, fragte Helga. „Ich habe die Romane doch schon angekündigt. Ich kann jetzt nicht mehr zurück. Du musst mir helfen. Oder willst du, dass es zu einem Skandal kommt und die Welt erfährt, dass Josefs letzter Roman gar nicht von ihm ist. Du hast ihm versprochen, das Geheimnis nie zu lüften.“

„Ich kann das nicht“, versuchte Brian es erneut, „ich kann doch nicht in Josefs Namen schreiben. Im Namen eines Toten…“

„Doch“, sagte Helga, „gib deinen Job in den Staaten auf, zieh zu mir. Offiziell bist du der Nachlassverwalter. Was innerhalb der Wände hier passiert“, sie ließ theatralisch ihren rechten Arm durch die Luft gleiten, „geht niemand etwas an. Nur dich und mich.“

„Und du meinst, ich soll wirklich, …so wie er,…“

„…drei, vier Romane schreiben, ja.“

„Das ist doch Betrug“, versuchte Brian noch einmal, ihr den Gedanken auszutreiben.

„Betrug? Ein viel zu hartes Wort. Dann war das sein letzter Roman auch schon, und da hast du dich nicht gewehrt. Und warum nicht? Weil Josef dich selber darum gebeten hat. Und du hattest zugesagt. Und jetzt bitte ich dich und du hast Bedenken.“

Brian hatte das unbestimmte Gefühl, als sei Helga die Idee von den schon geschriebenen und auf die Veröffentlichung wartenden Romane nicht erst in dem Interview gekommen, sondern habe schon lange in ihr geschlummert. Und habe ihn mit dem Interview erpresst.

„Gib mir ein wenig Zeit über alles nachzudenken“, sagte Brian.

„Natürlich“, sagte Helga, “nimm dir Zeit soviel du brauchst aber nicht unendlich viel.“

****

Am nächsten Morgen hatte Helga den Frühstückstisch schon gedeckt und wartete auf Brian.

„Guten Morgen, Brian“, empfing sie ihn und gab ihm einen Kuss auf die Wange. „Bedien dich. Du kennst dich ja aus in diesem Haus…“

„Guten Morgen, Helga“, sagte Brian.

„Hast du gut geschlafen?“

„Nicht so gut…“

„Und über alles nachgedacht?“

„Ja.“

„Und?“

Brian zögerte, holte tief Luft.

„Ich brauche nicht die Zeit, die du mir lassen willst. Ich fliege übermorgen nach Madison, breche dort meine Zelte ab und ziehe zu dir.“

Helga schenkte ihm Kaffee ein.

„Eine gute Entscheidung“, sagte sie, „wirst sie nicht bereuen.“

Rüdiger van den Boom war bis 2009 Leiter des Goethe Instituts in Chicago. Schwerpunkt der Arbeit war die Förderung deutscher Literatur in Übersetzungen und der Kontakt zu amerikanischen Übersetzern. Die Kurzgeschichte „Der Übersetzer“ verlässt die Sphäre der „kreativen Nachschöpfung“, in der sich ein Übersetzer normalerweise aufhält und gerät in den Sog der „irreführenden Neuschöpfung.“

Mehrere Kurzgeschichten von ihm wurden in „ Dreischneuß“, (der österreichischen Zeitschrift) “Lichtungen“ , im „Freitag“ , „Literatur am Niederrhein“ und „Signum“ veröffentlicht.

Die eXperimenta Trilogie

Im Oktober 2011 startete unser Magazin eine neue Rubrik mit dem Arbeitstitel „Die eXperimenta Trilogie“. In drei aufeinanderfolgenden Ausgaben stellen Dichterinnen und Dichter ihre bisher unveröffentlichten Gedichte vor. Brigitte Bee aus Frankfurt begann mit ihrer Trilogie. Diese Rubrik wird auch weiterhin fortgesetzt. Die eXperimenta Redaktion freut sich auf Ihre Einsendungen. Bitte schicken Sie eine Auswahl Ihrer Gedichte an: **redaktion@eXperimenta.de**

Außerdem benötigen wir eine Kurzvita und ein Foto. Bisher haben an der Trilogie teilgenommen: Brigitte Bee, Cornelia Becker, Gabi Kremeskötter, Maya Rinderer (A), Rafael Ayala Paèz (Venezuela), Bettina Radermacher, Marcela Ximena Vásquez Arácon (Chile) Ingritt Sachse, Ilona Schiefer, Cuti (BRAS), Johannes Kühn, Charles Bukowski (USA).

www.eXperimenta.de

Ilona Schiefer

Interview

eXperimenta: Ilona, wir haben uns beide in Himmerod bei einem Schreibseminar von Rüdiger Heins kennengelernt. Was hat dich damals motiviert, dein erstes Seminar zu besuchen?

Ilona Schiefer: Das war eigentlich eine spontane Idee. Da ich schon immer und gerne geschrieben habe, wollte ich so ein Seminar besuchen, um herauszufinden, ob meine Schreiberei „etwas taugt". Außerdem wollte ich mich weiterentwickeln. Das Seminar in Himmerod wurde in der örtlichen Presse veröffentlicht und da Himmerod nicht so weit weg von meinem Heimatort Meerfeld ist, habe ich mich angemeldet. Ich hatte Glück und noch den letzten freien Platz bekommen.

eXperimenta: Gibt es einen zündenden Moment in deinem Leben, an dem du das Schreiben entdeckt hast?

Ilona Schiefer: Wie gesagt, geschrieben habe ich schon immer. Ich habe regelmäßig Tagebuch geführt und mit ca. 16 Jahren auch erste Lyrik- Versuche gestartet. Leider sind diese Werke im Laufe der Zeit verschollen. Einen zündenden Moment gab es also nicht. Da ich aber vor meinem ersten Seminar in Himmerod eine Schreibblockade und lange nichts mehr zu Papier gebracht hatte, kann ich heute rückblickend sagen, dass dieses Seminar der neue Start ins Schreiben war.

eXperimenta: Wie hast du dich seitdem entwickelt? Was hat dich beeinflusst?

Ilona Schiefer: Aus dem ersten Seminar in Himmerod sind inzwischen neun geworden und immer wieder habe ich neue Inspirationen mit nach Hause genommen. Natürlich hat mich das, was Rüdiger in den Seminaren so wunderbar vermittelt, in meinem Schreiben beeinflusst. Ich probiere gerne etwas Neues aus und schaue dann, wie es auf mich wirkt. Das geht in der Lyrik besonders gut. Neben modernen Zeilenbrüchen liebe ich es, Haiku und Han Shan zu dichten. Hier muss ich mich an ein vorgegebenes starres Silben- und Zeilenmuster halten und das, was ich ausdrücken will, in dieses „Korsett" pressen. Dadurch lernte ich aber immer mehr, die Sprache zu verdichten und die Aussage auf den Punkt zu bringen. Seit dem ersten Seminar habe ich mich also ständig weiterentwickelt und ich denke, der Weg ist noch nicht zu Ende gegangen.

eXperimenta: Hast du bestimmte Zeiten, wo du schreibst? Welche Orte oder Situationen stimulieren dich?

Ilona Schiefer: Ich nehme mir fast jeden Tag die Zeit, um zu schreiben und meine Schreib(sehn)sucht zu befriedigen. Manchmal sind es nur Notizen, dann aber „brechen" auch manche Texte oder Textfragmente plötzlich aus mir heraus und sind schon „fertig". Das ist dann natürlich an keine Zeit gebunden. Sehr gerne schreibe ich draußen in der Natur: ruhig werden, Gedanken ordnen, die Natur auf mich wirken lassen, erfühlen – und schon kommen die Haiku oder Han Shan vorbei…

Bestimmte Ereignisse oder Phasen erfordern ebenfalls, im Schreiben verarbeitet zu werden. Das braucht dann aber meistens seine Zeit. Das Schreiben ist mir eine innere Kraftquelle geworden, die ich nicht mehr missen möchte.

eXperimenta: Du hast vor kurzem nun deinen ersten Lyrikband „Ruf der Wildgänse“ veröffentlicht und wirst am 28. Juni bei der **eXperimenta**-Lesung auch daraus vortragen. Wolltest du immer schon ein Buch schreiben?

Ilona Schiefer: Ja, den Wunsch hatte ich schon länger, aber nicht den Mut. Ich habe schon öfter Texte in der eXperimenta veröffentlicht, unter anderem auch eine Trilogie. Aber ein Buch herausbringen? Dann sind im letzten Herbst Ereignisse in mein Leben getreten, die mir endlich den Mut gegeben haben, ein Buchprojekt anzugehen. Nach einem Vorgespräch mit Rüdiger, der „Ruf der Wildgänse“ auch lektoriert hat, ging es dann doch sehr zügig. Und heute bin ich stolz darauf, dass ich den Mut hatte und mein erstes Buch und damit einen Traum verwirklicht zu haben.

eXperimenta: Wie machst du nun weiter, hast du schon ein nächstes Projekt in Planung?

Ilona Schiefer: Natürlich werde ich weiter schreiben. Ich kann mir ein Leben ohne Schreiben nicht vorstellen. Im Moment schreibe ich auch gerne Prosa; vielleicht wird mein nächstes Projekt ein Buch mit kurzen Prosatexten sein. Aber das ist noch Zukunftsmusik. Für mich selbst führe ich zur Zeit ein „Tagebuch der 1000 Schätze – 100 Tage Dankeschön“. Hier schreibe ich jeden Abend auf, für was es an diesem Tag „Danke“ zu sagen gibt: die großen, aber auch die kleinen Dinge des Lebens. Manchmal nehmen wir alles einfach als zu selbstverständlich hin.

eXperimenta: Hast du noch einen guten Tipp parat, für andere JungautorInnen, die noch nicht veröffentlicht haben, das aber gerne täten?

Ilona Schiefer: Traut Euch!!! Vertraut Euch und Euren Texten. Aber begebt Euch damit nur in „gute Hände“. Die eXperimenta ist eine sehr gute Plattform, gerade für JungautorInnen. Und die eigenen Texte nicht nur daheim im Manuskript, sondern veröffentlicht zu sehen, ist schon ein erhebendes und stolzes Gefühl und die Träume Wirklichkeit werden zu lassen, ist mit nichts zu vergleichen. Traut Euch!

eXperimenta: Ilona, ich wünsche dir viel Erfolg und danke für das Gespräch

Ilona Schiefer: Gabi, ich danke Dir für das Gespräch und dass wir auch weiterhin im Schreiben verbunden bleiben. Der eXperimenta weiterhin viel Erfolg.

Das Interview für die **eXperimenta** führte Gabi Kremeskötter.

Sati(e)risch Reutemann

alles banahles

für über eine million langzeitarbeitslose
gibt es keinen mindestlohn
das ist eine weitere schande für die groko
die wieder mal für den großen zaster
in dieser gesellschaft
ihre klientelpolitik vorantreibt
frau alles banahles hat sich wie so oft
von der schwarzen brut
über den tisch ziehen lassen
das ist unsozialdemokratisch wenn man die
ausgegrenzten noch weiter ausgrenzt
dass nach einem halben jahr
dann den langzeitarbeitslosen
gnädigerweise doch noch die
8,50 € bezahlt werden sollen
ist noch nicht mal sicher
die arbeitgeber werden auf ein halbes jahr
befristete arbeitsverträge total legalisiert
abschließen können
man hat ja eine riesenauswahl
bei über einer million langzeitarbeitslosen
die noch unter 8,50 € ihren kopf hinhalten
diese langzeitarbeitslosen
bleiben bis zur rente langzeitarbeitslos
& erhalten dann grundsicherung
die sich dann auf hartz IV-höhe einschießt
außerdem soll die übergangszeit
für die neue regelung bis 2016 dauern
die inflationsrate hat bis dahin
aus diesem vermeintlichen mindestlohn
längst eine minus-null-runde gemacht

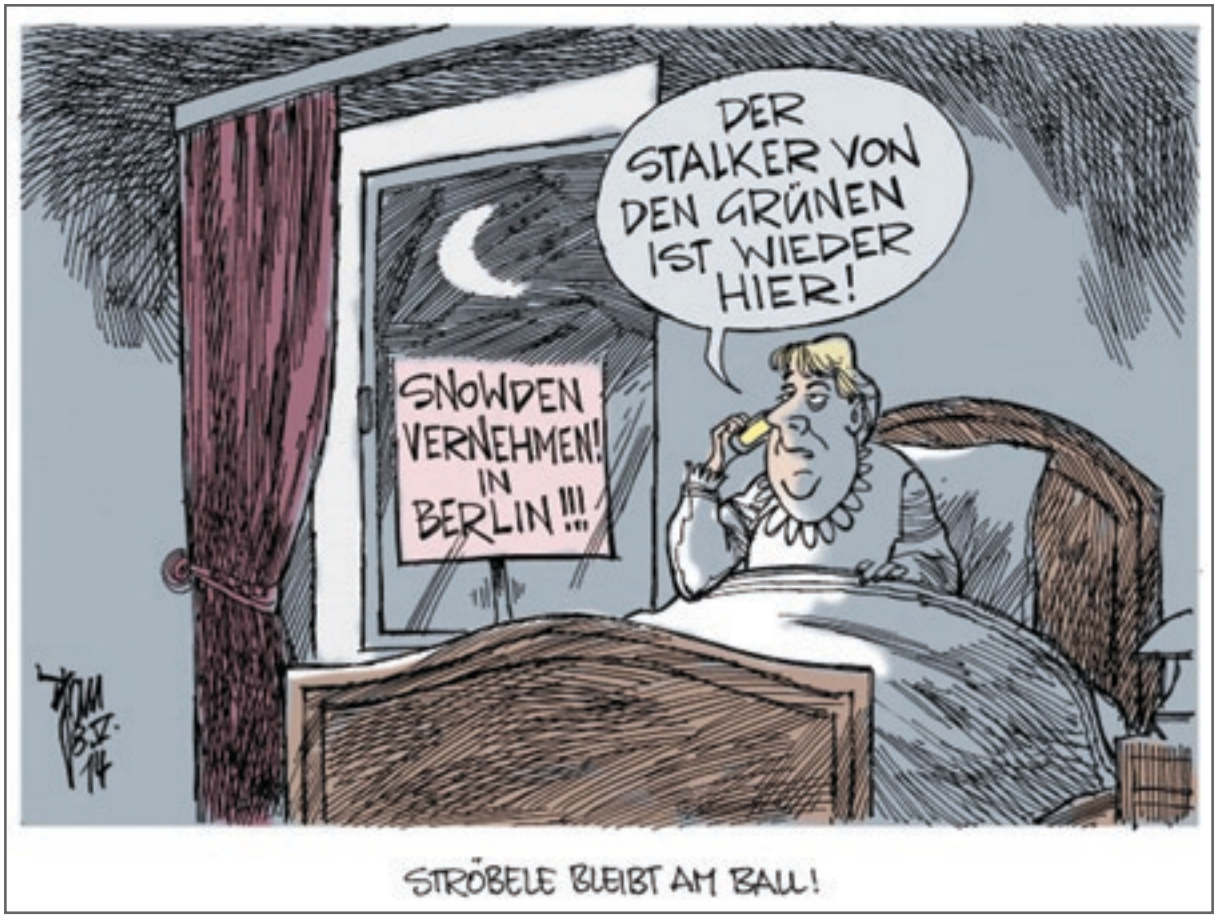
das ist leuteverarschung im groko-stil
bei weiter steigenden strompreisen
wie soeben auch noch beschlossen
vom erzengel gabriel mit bundesmuzzi
im duett von denen die großindustrie
natürlich ausgenommen bleibt
es geht beinahe zu wie bei erdogan
„ihr werdet bezahlen“

Fritz Reutemann (*1947 in Lindau) Sozialarbeiter, Schriftsteller, Lyriker, Poet und Texter. Erste Veröffentlichungen 1969. Wichtige Projekte mit Jazzmusikern wie Wolfgang Lackerschmid (Vibes) und Künstlern sind Ausdruck seiner Vielseitigkeit. Er ist 2. Sprecher des VS (Region Bayerisch-Schwaben) im Verband deutscher Schriftsteller. Außerdem Mitinitiator bei der Organisation des Irseer Pegasus in der Schwaben-Akademie Irsee seit 1998. Er ist Mitglied der Künstlervereinigung DIN 4.

Fritz Reutemann versteht sich als politischer Dichter ohne den moralisch erhobenen Zeigefinger.

Bibliographisches: Portrait 1972, Urula & Lyrisches 1995 Julian Verlag, Wilde Gedichte 2001 Geest Verlag, Hängt den Frieden höher 2003 Verlag Signathur Schweiz, Veröffentlichungen in unzähligen Anthologien und Literaturzeitungen

Jürgen Janson's NSA-Affäre



Kreativität ist oft eine Mischung aus Talent, Interesse und Erfahrung ...
... und bedarf nicht unbedingt vieler Köche.

Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de

Edgar Helmut Neumann

Meine – verspätete – Begegnung mit (Hans) Arnfrid Astel

Unser Treffen am 1. April sollte ja kein Aprilscherz sein. Wir treffen uns, weil ich aufgefordert war, Arnfrid Astel zu interviewen oder zumindest zu porträtieren. Der Herausgeber der **eXperimenta** hatte mich schon vor Monaten darum gebeten, nachdem Astel am 9. Juli 2013 achtzig Jahre alt geworden war. Zuerst war ich selbst verhindert, dann musste ich einige Zeit warten, bis der Angeschriebene auf mein ihm per Karte mitgeteiltes Ansinnen reagierte. Ich hatte mich an seine Saarbrücker Adresse gewandt. Arnfrid Astel lebt aber die meiste Zeit in Trier, wie ich inzwischen weiß. Und er ist oft unterwegs – zu literarischen Veranstaltungen oder Ausstellungen oder Ähnlichem. Auf Sardinien hat er seit zwanzig Jahren eine Ferienwohnung.

So blieb mir einige Zeit, mich auf dieses Gespräch vorzubereiten. Im Internet war ich mehrfach fündig geworden. Und ich war sofort irritiert. Denn andere saarländische Autoren, die ebenfalls achtzig Jahre alt wurden – oder ein anderes Jubiläum hatten – schienen mir in der Öffentlichkeit sowie von den Medien stärker beachtet. Astel und ich werden später kurz darauf zu sprechen kommen – und seine offene ehrliche Antwort wird mich etwas traurig machen.

In der letzten März-Woche hatten wir uns telefonisch verabredet. Er schlug vor, wir sollten uns im Philosophencafé auf dem Saarbrücker Campus treffen. Er komme aus Trier, habe an der Uni zu tun. Ich stimmte seinem Vorschlag zu. Und musste mich erst einmal schlau machen, was das Philosophencafé ist und wie ich es finde.

Es zu finden, war kein Problem, obgleich ich auf dem Weg dorthin mindestens zehn Studenten vergebens fragte. Dort aber nicht sofort umzukehren statt zu bleiben, musste ich mir ein Herz fassen. Eine unansehnliche schmutzige Sitzecke. Eine absolut abweisende Atmosphäre. Café ohne Ausschank, nicht einmal ein Getränkeautomat hinter dem Tresen. Schmutziges Geschirr auf einer Anrichte. Hoch gestellte Hocker. Hier sollte ich mich mit diesem Arnfrid Astel treffen, von dem ich mir einiges angelesen und manches angehört habe, was ins Netz gestellt ist? Mit dem Mann, auf den ich bereits beim ersten Telefonat neugierig geworden bin. Dessen Werk, dessen Reden, soweit ich sie in der Zwischenzeit zur Kenntnis genommen habe, meine Neugier haben anwachsen lassen.

Ihm ist sofort die große Enttäuschung im Gesicht abzulesen. Hier habe er sich einmal sehr wohlgefühlt, als er sich mit Studenten in diesem Philosophencafé traf, um mit ihnen nachdenklich, loslassend und vor allem schreibend zu arbeiten, sagt er, noch bevor er sich hinsetzt. (Lieber wäre ich mit ihm woanders hingegangen.)

Seine Studenten-Runden (manches wurde protokolliert) müssen die Wurzel der sogenannten „Saarbrücker Schule“ gewesen sein. Er habe diesen Namen aber nicht gewählt und nie verwendet, betont Arnfrid Astel etwas später und verweist ganz nebenbei auf seine lange Freundschaft mit Klaus Behringer, dem Vorsitzenden des saarländischen Schriftstellerverbandes (VS), der den „Streckenläufer“ herausgebe, in dem gelegentlich auch von ihm, Astel, zu lesen stehe. Klaus Behringer gehörte damals dazu und war einer der Herausgeber von „Einhornjagd und Grillenfang“, einem Buch, 1992 zum dreizehnjährigen Bestehen der „Saarbrücker Schule“ erschienen, das heute total vergriffen sei. (Tatsächlich lautete der Titel von Astels Seminar bei den Germanisten „Selber schreiben und reden – Einhornjagd und Grillenfang – Anfertigen und vorzeigen kurzer literarischer Texte auf Gegenstände und greifbare Zustände im Kopf und außerhalb“). Diese Saarbrücker Schule wurde sogar Thema einer Magisterarbeit.

Ich sitze jetzt diesem fröhlichen Mann gegenüber, der – überhaupt nicht gehetzt wirkend – sich gerade damit entschuldigt hat, dass der Wechsel auf die Sommerzeit ihn in seinen Planungen etwas durcheinander gebracht habe. Über Sinn oder Unsinn dieser Zeitumstellung jeden März und jeden Oktober reden wir glücklicherweise nicht. Wir könnten nichts daran ändern. Obgleich, wenn man daran denkt, dass der bayerische

Ministerpräsident Horst Seehofer am Tag zuvor den morgens vereinbarten Telefontermin mit der Bundeskanzlerin verschlief und vielleicht deshalb jetzt kompromisslos in den Reihen der Sommerzeit-Gegner steht, sogar seine Freistaatsregierung dazu handeln lassen will, dann – aber nicht nur deswegen - hätte ein Philosophieren über Zeit und Uhren zu Beginn unseres Gesprächs durchaus Sinn gemacht. Bei den Griechen angefangen, um bei aktuellen Fernsehbeiträgen zu enden? Hätte ich dabei über meinen Journalisten-Schatten springen und mein inneres Ich bekennen müssen, um nicht ein Ochsen-Knecht zu werden? Astels dazu vielleicht passende Epigramme sind mir ja noch nicht bekannt.

Aber Astels bekannter Duktus hätte ihn mir gegenüber gewiss einige amüsante wie auch sinnhafte Aspekte über Untaten von Politikern auf den Debattiertisch legen lassen. Es wäre bestimmt sehr interessant gewesen, dabei gemeinsam durch literarische Räume und durch die Zeit seit Aristoteles zu „reisen". Vielleicht wären wir statt in Europas Strukturen in der uns umgebenden Natur gefangen geblieben. Vielleicht aber wäre ich nicht ausreichend bewandert, um Astels Rückgriffe auf Mythen standzuhalten. Wahrscheinlich hätte ich viel zu wenig Ahnung, um die Astel geläufigen Philosophen-Wege ohne zu stolpern mitzugehen.

Wir hatten uns gemäß unserer telefonischen Vereinbarung eine Stunde Gesprächszeit vorgenommen. Nun haben wir gerade etwas mehr als eine halbe Stunde zur Verfügung, denke ich. Aber Arnfrid Astel, der zu einer Vernissage im unmittelbaren Nachbargebäude eingeladen ist, will dann lieber etwas verspätet in die Universitätsbibliothek gehen. Am Ende unseres Treffens werden wir etwas länger als eine Stunde zusammen gesessen haben. Und nicht er, sondern ich werde es beenden; er hätte mir wahrscheinlich noch länger Rede und Antwort gestanden. Ich werde ihn bei der Verspätung dann nicht länger von der Vernissage fernhalten.

Ich hatte mir bei der Vorbereitung zu diesem Gespräch 26 Fragen zurecht gelegt. Ich weiß, ich werde nicht mehr alle stellen. Mein Gegenüber will natürlich erst einmal etwas von mir wissen, denn er kennt mich ja nicht, wir waren uns noch nie begegnet. Ich überlege kurz, ob ich mich dabei schuldig fühlen soll. Denn Arnfrid Astel, der seinem Namen das Hans zufügte, nachdem sein Sohn sich in Berlin 1985 aus dem Leben verabschiedet hatte, muss man natürlich kennen, nicht nur vom einst auch außerhalb des Saarlandes bekannten Namen und inzwischen umfangreichen Werk her, sondern als Saarbrücker am besten auch persönlich. Nun, ich war von 1968 bis 2002 nicht im Saarland daheim, sondern lebte weit weg. Astels Ärger im Saarländischen Rundfunk, der ihn Anfang der Siebziger bundesweit bekannt machte, interessierte mich damals nicht besonders. Mein Gegenüber zeigt Verständnis, dass ich mich erst seit kurzem mit ihm und seinen Texten befasst habe. Ich werde ihm dafür Wochen später, wenn wir uns zum zweiten Mal treffen, noch immer dankbar sein.

Zurück ins Philosophencafé: Ein Student kommt um die Ecke. Ich registriere mit neugierigen Augen und aufmerksamen Ohren wie Astel den sofort um einen Kaffee bittet. Er hört von ihm, dass dies nur noch ein zeitlich begrenzt offener Raum sei. Niemand bediene hier. Wenn dem so sei, müsse man aber doch bitte den Schriftzug „Philosophencafé" im Fenster entfernen, meint der Ältere erkennbar verärgert zum Jüngeren und wird von dem jungen Mann mit sarkastischem Unterton gleich an die Universitätsleitung verwiesen. Astel murmelt etwas, der Jüngere lässt sich aber auf kein verbales Ping-Pong-Spiel ein und verschwindet einfach. Ich empfinde das unverschämt.

Mein Gegenüber zuckt resignierend mit den Schultern. Seine Gesichtszüge glätten sich. Ohne Gedankenpause schwärmt er von seiner Bahnfahrt von Trier nach Saarbrücken und seinem Blick aus dem Zugfenster auf die Saar und vor allem in die explodierende Natur, die da an ihm vorbeigeglitten ist. Seine Lektüre auf seinem Schoß habe ihn da nicht weiter interessiert. Ich male mir Astels vielleicht träumerisches Lächeln aus. Auch ich kann selten – selbst bei langen Zugfahrten – schon lange keine mehr gemacht – Zeitung oder Buch lesen, weil mich mehr interessiert, was da an mir vorbeirauscht. Jetzt beim Schreiben dieses Textes frage ich mich, ob Astel immer nur nach draußen schaut oder ob er

auch die Menschen um sich herum beobachtet, so wie ich das sehr gerne tue. Ist der Autor Astel Repititor seiner Augenbilder? Interpretiert er die Begegnungen, die seine fünf Sinne erleben? Ich bin mir noch nicht sicher, als was ich ihn in seinen Texten erlebe. Aber ich weiß Folgendes: Mir gegenüber sitzt ein altersweiser Mensch, der sich mir genauso neugierig offenbart, wie ich mich ihm zeige. Und er lässt in mir die Überzeugung wachsen, dass er im Grunde wohl nie ein Anderer gewesen ist.

Arnfrid Astel erzählt mir später, dass er neben der Literaturwissenschaft ja Biologie studiert hat, und dies wahrscheinlich das einzige gewesen sei, worauf sein Vater vielleicht stolz gewesen wäre, hätte er es miterlebt. Ich erfahre, dass das Vater-Sohn-Verhältnis litt, weil die beiden „weniger weichlichen" Schwestern bei dem strengen Herrn mehr Wohlgefallen ernteten. Ich weiß aus dem, was ich mir angelesen habe, dass dieser Vater, Medizinprofessor, sich laut Eintrag im Munzinger-Archiv als Ideologe im Nationalsozialismus verstrickte und sich wohl deshalb 1945 umbrachte. Den Tod des Vaters, wie auch den seines Sohnes, hat Astel in seinen Texten des Öfteren anklingen lassen, unter anderem im Bändchen „Wohin der Hase läuft". (Dieses Buch schenkt er mir am Ende unseres ersten Zusammentreffens. Ich bin überrascht, und gleichzeitig bekomme ich damit seine Adresse und Telefonnummer in Trier.)

Die Frage, die ich mir vorgenommen hatte, nämlich ob Arnfrid Astel wegen seines Vaters ein „Linker" wurde, stelle ich bei diesem ersten Gespräch übrigens nicht. Stattdessen erfahre ich ohne Nachfragen, dass Astel die Linken (zu seinem eigenen Linkssein bekennt er sich heute noch ohne irgendwelche Abstriche) als zu angepasst betrachtet, da sie – so wie wir alle uns in dieser Wohlstandsgesellschaft zum eigenen Nutzen eingepasst hätten – nicht ernsthaft gegen seiner Meinung nach falsch ausgeprägte Tendenzen ankämpfen Bei meiner Nachfrage zu seinem Verhältnis zu Oskar Lafontaine. höre ich, dass dieser auch Nutznießer dieses Systems sei, das er, Astel, von seiner inneren Einstellung her doch lieber kritisieren möchte und es in vielen seiner politischen Texte getan habe.

Arnfrid Astel – Foto: Edgar Helmut Neumann

Die Frage nach Lafontaine hat sich ergeben, als wir über Astels Rundfunktätigkeit sprechen, die durch ein Arbeitsgerichtsverfahren unterbrochen war. Der damalige Landesvorsitzende der Jungsozialisten habe sich beim Protest gegen Astels fristlose Entlassung durch den SR-Intendanten Franz Mai (unter anderem wegen politisierter und politisierender Epigramme) ja erst so richtig profiliert, um später Landespolitiker zu werden und Astels damaligen Anwalt als Justizminister in sein Kabinett zu rufen.

An dieser Stelle jetzt aber erst einmal einige biografische Angaben: 1933 in München geboren, verbrachte Astel seine Kindheit in Weimar. Erzogen wurde er im evangelischen Internat in Windsbach in Mittelfranken, wo nach seinem eigenen Bekunden die Weichen gestellt wurden für seine literarische Laufbahn, weil da jemand war, der ihn forderte und förderte. Dieser Pfarrer gehörte gewiss nicht zu den schlechten Lehrern, die Astel – so er selbst – nicht nur dort hatte, was für ihn aber eine gute Schule gewesen sei. Nach seinem Studium in Freiburg und Heidelberg war Astel acht Jahre lang Präfekt am Englischen Institut in Heidelberg. Obgleich er Nacht für Nacht dafür sorgen musste, dass die Lichter beizeiten gelöscht wurden und in den Zimmern Ruhe herrschte (wobei er – seine eigene Schilderung – gelegentlich zwischen seinen Fingern hindurchsah) kam er, höre ich von ihm, mit den meisten Schülern gut aus, mit dem Lehrpersonal weniger. Aber er war ja schon vorher dafür bekannt, dass er nicht nach Harmonie suchte. Diese Prägung ist wohl bis heute geblieben.

Nach einem Zwischenspiel als Verlagslektor in Köln ging Astel als Leiter der Literaturabteilung 1967 zum Saarländischen Rundfunk und blieb das – abgesehen vom juristischen Intermezzo, das er gewann – bis zum Renteneintritt 1998. Vielleicht hätte ich mich ein wenig mehr in diese Zeit vertiefen sollen, sicherlich hätte ich dem manchmal nicht unumstrittenen Rundfunkredakteur die eine oder andere Anekdote entlockt. (Doch dies ist bestimmt nicht mein letztes Gespräch mit Arnfried Astel. Ich werde ihm Ende April noch einmal gegenüber sitzen und wir werden uns weitere Kontakte zusichern.)

Mein Gegenüber interessiert sich selbstverständlich für meinen beruflichen Werdegang und dafür, was ich jetzt tue. Er fragt mich nicht nach meiner Weltanschauung oder meinem politischen Standpunkt. Und ich bin ihm dankbar, dass er mir erlaubt, in Anbetracht unseres Zeitlimits mit meinen Fragen einfach hin und her zu springen. An dieser Stelle kommen wir überein, dass ich ihn nicht interviewe und auch kein Porträt schreibe, sondern dass ich wage – es ist doch meine erste und meine im doppelten Sinn verspätete Begegnung mit diesem Mann; und mein Text erscheint ja in einer Literaturzeitschrift – dass ich es versuche, unser Gespräch in einem, eben in diesem Essay zu schildern. Bis zu diesem Zeitpunkt habe ich keine Ahnung gehabt, dass Astel sich gerade mit Montaigne beschäftigt, dem Begründer der Essayistik. Ich habe mir das Staunen über die sogenannten Zufälle frühzeitig abgewöhnt. Außerdem beschäftigt mein Gesprächspartner sich derzeit mit der Griechischen Anthologie und liest die Epigramme zweisprachig.

Arnfrid Astel hatte anfangs Lyrik unter dem Pseudonym Hanns Ramus veröffentlicht. Vor unserem Gespräch machte ich mir Gedanken dazu und frage ihn nun, ob er dabei den französischen Philosophen Petrus Ramus aus dem 17. Jahrhundert oder den Pazifisten Pierre Ramus (Rudolf Großmann) zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Blick hatte. Die Antwort auf meine Frage lautet ganz anders:. Nämlich, dass Astel ja ein kleiner Ast sei, deshalb das Synonym aus dem Lateinischen, eben „ramus“ (Zweig), abgeleitet wurde – also lieber Zweig als Ästchen (lat. wäre das „ramulus“). In meinen

Gehirnwindungen winkt jetzt Stefan Zweig mit dem Astel, aber den Gedankensprung lasse ich nicht zu. Ich spreche eben mit einem Menschen, der eine humanistische Prägung hat. Er nimmt zur Zeit Plutarch in die Hand, ich erinnere mich mit Mühe an einige Parallelbiographien und nicht mehr. Deshalb verstumme ich für einige Sekunden.

Meine weitere Frage nach Astels Vorbildern, beispielsweise sei da gelegentlich von Martial zu lesen, wird von ihm abgewiesen, da er ja nicht wie dieser metrisch schreibe, Martial, der im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebte, sich in seinen bekannten Epigrammen doch streng ans Versmaß halte. Über in Astels Texten auftauchende Parallelitäten zu dessen Inhalten - so Feststellungen anderer, die nachzulesen sind – sprechen wir nicht. Bei der Frage nach Ovid als Vorbild liege ich – so mein Eindruck – nicht ganz richtig, aber wahrscheinlich auch nicht ganz falsch, denn Arnfrid Astel fühlt sich nach eigenem Bekunden in seinen Texten dem, was Mythos ist, vor allem in der Antike sehr verbunden. Dieser Themata hat er sich oft angenommen. Und wie gerade gehört, beschäftigt ihn der Themenkreis viel intensiver als er mich jemals beschäftigt haben wird. Vorsichtig taste ich mich heran, um Astels Gedankenkongruenzen zu erkennen, ohne sie mit meiner schrecklichen Ignoranz zu stören.

Der plötzlich in meinem Kopf auftauchende Gedanke an Ovids Klagelied des Nussbaums, der am Wegesrand schlecht behandelt wird, lässt mich Astel fragen, warum man in seinen Texten nicht (vielleicht nur nicht oft?) auf die alltäglichen und die besonderen Naturprobleme stößt – wahrscheinlich habe ich mich hier nicht richtig ausgedrückt, denn ich dachte ja an die Sorge um die Erhaltung der Natur, an die Pflege dessen, was in Gefahr zu sein scheint. Seine Antwort lässt mich nicht unbefriedigt zurück: „Mir gefällt, was ich in der Natur sehe, wenn ich die Augen offen halte und das ist mir wichtig.“ Es folgen noch Sätze, deren Quintessenz darin besteht, dass Kleinigkeiten, die erfreuen, nicht zurückstehen dürfen hinter Gewaltigem, das leichtfertig als erdrückend betrachtet werden könne.

Nicht erst jetzt meine ich feststellen zu können, dass mein Gesprächspartner amüsiert registriert, womit ich mich bei meiner Vorbereitung auf dieses Treffen befasst habe. Dazu gehört auch, dass ich mir in der Saarbrücker Stadtbücherei vier seiner Bücher ausgeliehen habe, wovon dort aber nur eins sichtbar im Regal stand – die drei anderen mussten aus der Registratur geholt werden.

Von der Stadtbücherei kommen wir ohne Umwege aufs Verlagwesen zu sprechen. Arnfrid Astels erste Bücher erschienen bei Hammer, Hanser, Luchterhand, Zweitausendeins Frankfurt, spätere dann im Wunderhorn-Verlag Heidelberg, im Forum-Verlag Leipzig, im Gutleut-Verlag Frankfurt, bei PoCul (Verlag für Politik und Cultur) in Saarbrücken – wo ich mir einiges bestellt habe, um Astel kennen zu lernen – und das letzte 2013 in der Topicana-Reihe des VS Saar, einer Edition des Saarländischen Künstlerhauses in Saarbrücken. Der mir gegenüber an dieser Stelle sehr bescheiden auftretende Autor macht eine humorige Bemerkung zu diesem „Abstieg“ (nicht meine, sondern seine Wortwahl), um gleich, als es um seine unveröffentlichten Texte geht (das seien mehr als bislang veröffentlicht wurden), zu betonen, dass er keinem Verlag hinterher laufen werde. Viele der bislang 13 Gedichtbände sind vergriffen; wenn man Glück hat, findet man gebrauchte Exemplare im Internet – etwa „Notstand“ aus dem Jahr 1968. Ebenfalls im Internet wird man fündig, wenn es um Literatur oder um Audiobeiträge über und mit Astel geht. Mit Hochachtung las ich einiges, meistens freute ich mich über feinsinnig ausgestreuten Humor, der Astels Sarkasmus aber nicht kaschieren kann. Gelegentlich stimmte ich seinen zynischen Anmerkungen, die den Journalismus betreffen, den im Rundfunk im Besonderen, gern zu. Manchmal begegnet man in den von Anderen festgehaltenen Reden einer gewissen Selbstironie.

Um Astel zu würdigen, muss man auch an die von ihm ab 1959 in Heidelberg herausgegebenen „Lyrischen Hefte“ erinnern, in denen er eigene Texte veröffentlichte, jedoch vor allem welche von Schriftstellern und Schriftstellerinnen wie Christine Lavant oder Wolf Wondratschek und manch andere, als man die hierzulande noch nicht so gut kannte. Größen, wie Günter Grass

oder Hans Magnus Enzensberger, rezensierte er, als jene ihre ersten Gedichtbände gedruckt bekamen.

Seine Tätigkeit im Saarländischen Rundfunk umfassend zu beschreiben, würde Seiten füllen. Ich lasse ihn lieber selbst zusammenfassen: „Literaturwettbewerbe mag ich nicht. Schon arrivierte Literaturgrößen haben mich nie als erste interessiert, ich habe mir meine Gesprächspartner nach eigenen Kriterien ausgesucht. Mir war es wichtig, Leuten zu begegnen, die ich da zum ersten Mal kennen lernen konnte."

Arnfrid Astel, der sich in den Interviews, die man im Internet nachlesen oder hören kann, auf allen literarischen Feldern und in allen Bereichen des Literaturbetriebs bewandert zeigt, mag heute offensichtlich nicht mehr über alles reden. Den Skandal um Sybille Lewitscharoffs „Dresdner Rede" („künstlich gezeugte Menschen seien Halbwesen" war darin aber nicht die Kernaussage) will er ebenso wenig diskutieren wie den noch nicht beigelegten Streit zwischen den Gesellschaftern des Suhrkamp-Verlags oder die im vergangenen Sommer öffentlich gemachten Ängste um den Fortbestand des Ingeborg-Bachmann-Preises in Klagenfurt. Allerdings zollt er der längst bekannten Autorin Juli Zeh deutlich ausgesprochene Achtung wegen ihres Offenen Briefes an die deutsche Bundeskanzlerin mit der Forderung nach einer angemessenen Reaktion auf die NSA-Affäre. Er selbst habe dazu aber keine Unterschrift geleistet, weil er seiner Meinung nach nicht mehr bekannt genug sei. Das war einmal anders. Arnfrid Astel äußerte sich sehr politisch in seinem Frühwerk, man kann das nicht nur im ersten Gedichtband „Notstand" nachlesen. Und er trat politisch auf, auch sozialpolitisch bei seinem gerügten Engagement in der Jugendstrafanstalt Ottweiler, das neben anderen „Vergehen" zu den dienstrechtlichen Verwicklungen führte. (Randbemerkung: Astel war später sogar für zwei Amtsperioden ehrenamtlicher Arbeitsrichter beim Arbeitsgericht Saarbrücken.)

Über den saarländischen Literaturmarkt lässt der Lyriker, der schon von Anfang an bevorzugt Epigramme schreibt, in denen er oft mit einem Paradoxon spielt, sich nicht befragen. Kriminalromane und deren Autoren interessieren ihn nicht mehr. Die heutigen erst recht nicht. Einst hat er sich viel lieber mit Außenseitern wie Thomas Bernhard und deren Sichtweisen der Dinge befasst, (ihn und andere auch nach Saarbrücken geholt) – den Trubel zum 25. Todestag des „Heldenplatz-Skandaleurs" in diesem Frühjahr hat er aber nur mehr als Belanglosigkeit zur Kenntnis genommen.

Die Herausgabe von Astels „Gesamtwerk" (er selbst dazu: „So etwas gibt es doch erst, wenn man tot ist!") war schon einmal angeregt, als er 2000 den Kunstpreis des Saarlandes bekam. Wer Astels Lyrik beinahe komplett und viele seiner weiteren Texte, mindestens aber die Verweise dorthin, nachlesen will, der wird lange Zeit auf seinen websites (www.zikaden.de) verweilen. Der Autor lädt auch mich sehr ausdrücklich dahin ein. Dabei ergibt sich so ganz zufällig, dass er ja nicht schreibe, um damit Geld zu verdienen, sondern weil er etwas festhalten und mitteilen möchte. Und Folgendes fällt nicht nur mir auf – habe ich nachlesen können: Hans Arnfrid Astel ist kein Lehrmeister bei dem, was er schreibt, auch wenn er vielen das Schreiben beibrachte. Er doziert auch nicht, wenn er redet, sondern er spricht einen an.

Im Gespräch, bei dem ich mich immer als Gesprächs"Partner" empfinde, das am Ende natürlich viel zu kurz gewesen sein wird, um von Astel etwas zu hören, was von ihm bislang noch nie so gesagt wurde, fallen einige lobende Worte für den Literaturredakteur Dr. Ralph Schock, der beim Saarländischen Rundfunk Astels Nachfolger wurde (dabei erfahre ich eine Korrektur zu dem, was Rainer Petto in seinem Buch „Bloß keine Einzelheiten" festgehalten hat.) Auch über Prof. Dr. Günter Scholdt vom Literaturarchiv Saar-Lor-Lux, der an der Gustav-Regler-Forschung beteiligt ist, höre ich stark lobende Worte. Beim Gustav-Regler-Preis ist Arnfrid Astel gerade vor kurzem als vormaliger Preisträger „unfreiwilliges" Jury-Mitglied gewesen. Bei der knappen Tour d'Horizon frage ich ihn auch nach seiner Einschätzung der Bedeutung des „Wortsegel"-Wettbewerbs der saarländischen Schulen. Ich bemerke, dass er froh ist, dass man ihn da noch nicht gefragt hat.

Bleibt nur noch die journalistisch nicht zu vernachlässigende Chronistenpflicht: Vor dem Gustav-Regler-Preis (2011), den die Stadt Merzig

gemeinsam mit dem Saarländischen Rundfunk vergibt, erhielt Arnfrid Astel 1980 den Kunstpreis der Stadt Saarbrücken, 1994 war er Ehrengast in der Villa Massimo in Rom, 2000 verlieh man ihm den Kunstpreis des Saarlandes. Astel war Mitglied im Beirat des PEN-Zentrums der Bundesrepublik. Im Verband deutscher Schriftsteller trat er als stellvertretender Vorstandsvorsitzender wegen der „gescheiterten Reliterarisierung" protestierend zurück. Astel kritisierte hier das Verbandeltsein mit der Politik.

Schließen will ich mit Zitaten. Rüdiger Heins, den ich fragte, warum er mich zu Arnfrid Astel schickte, sagte mir, dass es wenige Lyriker gebe, deren Texte ihm so gut gefielen wie dessen Epigramme. Und er habe methodisch und inhaltlich viel von diesem Menschen gelernt, als er Mitte der Achtziger einmal sein Schüler war. Ich weiß, dass ich selbst nun zu denen gehöre, die noch viel von Astel lernen wollen – hoffentlich können. Ich finde nicht nur große Teile seines literarischen Werk sehr interessant, sondern manches , was über seine bei vielen sehr beliebten „freien" Reden geschrieben wurde bzw.was man davon schriftlich festgehalten hat, auch hilfreich in dieser oder jener Beziehung. (Randnotiz, die in keiner Beziehung dazu steht: Arnfrid Astel lebt mit einer Deutschlehrerin zusammen, die, wie er stolz berichtet, gerne unterrichtet.)

„Im Chaos schwimmt der aufgeräumte Kopf" heißt ein bei PoCul in Saarbrücken von Steffen Aug 2004 herausgebrachtes Buch. Ich „stolperte" da über eine Astel-Rede aus dem Jahr 1991 bei einer Ausstellungseröffnung. Ich übernehme fünf Zeilen (völlig aus dem Zusammenhang gerissen): „…wahrscheinlich ist die ganze Kunst- und Literaturtradition Missverständnis von Entzifferungen und deshalb Neuentzifferung, entsprechend den eigenen Eindrücken, den eigenen Wahrnehmungen in einem Erregungszustand. Sokrates würde sagen, wenn man eine Gänsehaut bekommen hat, dann ist es geschehen…" (Ich lasse das an dieser Stelle kommentarlos stehen.)

Und schließe jetzt mit dem letzten Satz aus Michael Buselmaiers Lobrede auf Astel im Jahr 2000 (zum Kunstpreis des Saarlandes):

„…in Hans Arnfrid Astels Gestalt ist der Andere und Eigene, lebenslang Abweichende, vom Tod übersprungene, Übriggebliebene, der wissende Waldgänger und selbstironische Romantiker, der sich der Vorzeit annimmt und die Zeichen auf dem Zahn des Wals entziffert, in der Kontinuität des Widersprechens, der Macht stets gegenüber, vielleicht am aussichtslosen Rand, aber nicht korrumpierbar, die Kalmuswurzel in der Hand." (Randnotiz: Dass Michael Buselmaier, Heidelberg, den Gustav-Regler-Preis 2014 in Anerkennung seines Gesamtwerks erhält, das verdankt er Arnfrid Astel, der ihn vorschlug, weil er bis dahin nicht nomminiert war.)

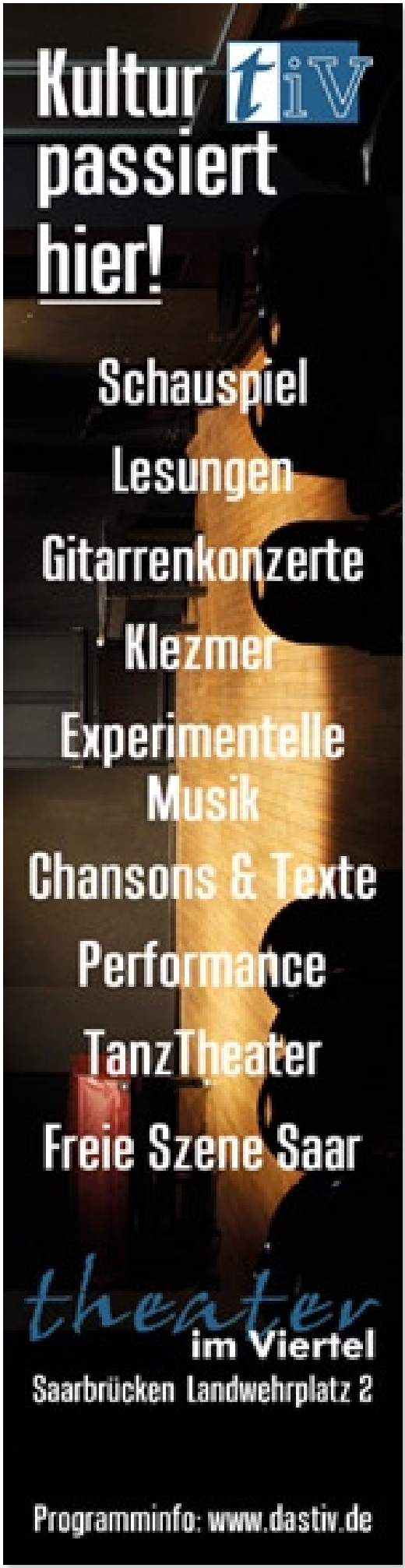
Edgar Helmut Neumann (Jg 1947) schreibt seit fünfzig Jahren, schrieb beruflich mehr als dreißig Jahre als Tageszeitungsredakteur. Seine ersten literarischen Texte, vor allem Gedichte, verfasste er bereits zu Schulzeiten. Manches, was später entstand, ist auf seiner Website (www.,edgarhelmutneumann.de) nachzulesen. Der Journalist, der seit längerem als Rezensent für die „eXperimenta" tätig ist, arbeitet zudem gemeinsam mit seiner Frau Inge Noell seit zehn Jahren künstlerisch im eigenen „Atelier Malkasten" in Saarbrücken.

axel dielmann — verlag

Kommanditgesellschaft in Frankfurt am Main

Margit Späth: Grüne Himmel

Margit Späth: Weites Land



Angelica Seithe-Blümer

„Die Geburt der Metapher“

Teil Zwei „Das sprachliche Bauprinzip und die tiefenpsychologischen Mechanismen der Metapher“

Das sprachliche Bauprinzip der Metapher

Nun ist es Zeit, uns einmal das sprachliche Bauprinzip der Metapher anzuschauen. Dabei hilft es zunächst, auf den Wortursprung zu verweisen. Metaphora heißt griech. „Übertragung“. Es wird also etwas übertragen von einem eigentlichen zu einem übertragenen Ausdruck. Der übertragene sei, so die einschlägige Literatur, in der Regel ein „bildhafter Ausdruck zur Veranschaulichung von etwas Geistig-Seelischem. Zwischen dem eigentlichen und dem übertragenen Ausdruck bestehe eine Ähnlichkeit, ein sog. „tertium comparationis“.

Wie verhält es sich hiermit bei unserem eingangs angeführten Beispiel der 12jährigen Patientin? Sie spricht von einem „verheulten Waldboden“ unter ihrem Baum, während sie mit ihrer eigenen Verzweiflung und Traurigkeit in Berührung kommt. Das Gefühl, dem Weinen sehr nahe zu sein, wird auf den Waldboden verschoben. Verheult ist normalerweise das Gesicht oder ein Kissen, auf dem man liegt, wenn man weint. Der Waldboden ist feucht vom Regen, das Kissen (oder Gesicht) feucht von Tränen, d. h. es ist verheult. Das verheulte Kissen und der ebenfalls feuchte Waldboden werden nun zusammengeworfen (à Symbol) aufgrund dieses vergleichbaren Aspekts Feuchtigkeit („tertium comparationis“). Und der Ausdruck des Verheulten wird mitsamt der ihm anhaftenden Gefühlsnuance auf den Waldboden übertragen. – Daraus ergibt sich der diskrete Hinweis darauf, dass der Baum, mit dem die Patientin im Bild identifiziert ist, schon viel geweint hat und ihm auch jetzt zum Heulen zumute sein mag.

Auch bei unserem literarischen Beispiel haben wir es mit einem „tertium comparationis“ zu tun. Sie erinnern sich: „Als bete der bach in den

wiesen / so viele buchten hat er ausgekniet“. Hier schlägt zunächst die ähnliche Form eine Brücke. Der Bach hat viele Buchten gebildet, und die Kniebänke in dem Kirchlein sind ausgebuchtet. Diese zugrunde liegende Ähnlichkeit in der Form wird zum Anlass für die Übertragung. Übertragen wird das Ausgeknietsein der Bänke vom vielen Knien und Beten. Dieser affektnahe Aspekt des Kniens und Betens – vermutlich korrespondierend mit einem unbewussten Gefühl oder Bedürfnis des Dichters in seiner aktuellen Situation – wird auf den Bach übertragen (man könnte auch sagen „verschoben“): „als bete der bach in den wiesen“. Der Bach wird zum Träger dieser emotionalen Szenerie, zum Träger von einem Stück Innenleben des Dichters.

Das verbindende Dritte, eine meist sinnlich erlebbare Ähnlichkeit, löst die Übertragung aus, wobei dem Gegenstand, auf den der übertragene Ausdruck fällt, Wesensmerkmale zugesprochen werden, die er ursprünglich gar nicht hatte. Er wird zum Träger einer Projektion.

Der mit Übertragung belegte Gegenstand wird in diesem Sinne zweifellos zum Symbol. Dennoch besteht zwischen Symbol und Metapher ein Unterschied. Das Symbol ist seiner engeren psychologischen Bedeutung nach (also neben der des Zeichens und des Sinnbilds) ein individuell oder kollektiv konstanter Vorstellungsmodus, auf den ein meist unbewusster Inhalt übertragen worden ist. Es äußert sich außer in Worten auch in Handlungen und Traumbildern, existiert also auch in außersprachlichen Bezügen. Die Metapher dagegen ist eine reine Sprachfigur, auch wenn sie ihren Bedeutungsgehalt aus dem Symbol bezieht. In diesem Sinne sind unsere imaginierten Bilder im therapeutischen Tagtraum oft Symbole, aber durchaus nicht immer Metaphern. Den Traum- und Tagtraumbildern fehlt meist die sprachlich begrifflich gefasste Übertragung. Sie beschreiben das Symbol, das imaginierte Bild, mit Worten, aber sie liefern nicht zwangsläufig in diesem Bild auch sprachlich gefasst seine Bedeutung mit, wie das die Metapher kann. (Ausnahme und daher bemerkenswert ist hier der „verheulte Waldboden“ des 12jährigen Mädchens.) Dieser, in der Sprachkonstruktion niedergelegte Bedeutungsüberschuss des Übertragenen macht die Metapher dem Symbol gegenüber zu dem, was sie ist. Dieser sprachlich gebahnte Zugang zum Erkennen oder auch nur Erahnen einer Bedeutung im dargebotenen Bild, das ist das Charakteristische. Es führt zu einem plötzlichen Gewahrwerden von innerer Wirklichkeit, die aufleuchtet. Diese geht hervor aus der sprachlich gefassten Verschränkung und Verdichtung des Bildes mit dem übertragenen Wesenszug.

Ein Beispiel: „Noch füllen die leeren Krüge / sich mit alten Gesängen“ (Christine Busta).

Die Metapher ist also, so die Sprachwissenschaftlerin Brigitte Spreitzer (2010) im Gegensatz zur „immer auch außersprachlichen Referenzialisierung des Symbols“ ein sprachlich operierendes Phänomen. Es handele sich um eine rhetorische Figur, bei der die semantisch zu kongruenter Bedeutung zusammengefügten Elemente zugleich ihre ursprüngliche Wortbedeutung noch weiter mit sich führten, ihre „semantische Inkongruenz“ also „nicht getilgt“ werde.(Kurz, 2000, zitiert nach Spreitzer, 2010) So bei einer Metapher der Dichterin Ingeborg Bachmann: „vom Rauch behelmt“ (aus „Mein Vogel“ in „Anrufung des großen Bären“). Hier sind sowohl der Rauch als auch der Helm semantisch nach wie vor identifizierbar und gelangen durch die Sprachkombination dennoch zu einem neuen sinnhaltigen Ausdruck.

Wie wir wissen, schafft es die Metapher bei dieser Operation, Bedeutungen aus einem Zusammenhang (Helm = Schutz des Kopfes) in einen anderen zu übertragen, ohne dass sprachlich ein direkter Vergleich zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem vorliegt. Oft bedient sie sich wie hier der bildhaften Übertragung. Immer aber ist die Übertragung sprachlich vermittelt durch Verschiebung der Bedeutungszusammenhänge.

Beim klassischen Traumbild, beim imaginierten Symbol dagegen sind Hinweise auf eine Bedeutung sprachlich nicht sozusagen eingebaut. Es besteht kein das Symbol festlegender sprachkonstruktiver Bedeutungszusammenhang. Wir müssen die Bedeutung

des Bildes meist im Kontext erschließen. Die Metapher aber lässt aus ihrer sprachlichen Gestalt heraus Sinn aufleuchten. Sie transportiert – oft überraschende – Erkenntnis dadurch, dass in der Sprachkonstruktion die semantischen Inhalte der an der Verdichtung beteiligten Komponenten trotz des Zusammenschlusses weiter fortbestehen – dabei aber zugleich der emotionale Bedeutungshof des einen auf den anderen Inhalt übertragen wird. Dadurch kommt die oft „verrückte", d. h. widernatürliche oder alogische Sprache der Lyrik zustande. Trotzdem empfinden wir sie, wie z. B. bei der zum Bild gewordenen Metapher „vom Rauch behelmt", auf Grund ihres sinnlich anschaulichen Aspektes sofort als stimmig, obgleich doch in der Realität gerade der Rauch kein Schutz ist für den Kopf (Atmung), sondern tödliche Gefahr. Die an der Realität orientierte Logik unseres bewussten Denkens gerät hier außer Acht. Aber gerade das und ihre Bildhaltigkeit machen die Metapher zu einem Vehikel emotionaler, sprachlich fast nicht sagbarer Wirklichkeit.

Die tiefenpsychologischen Mechanismen

Damit sind wir bei den tiefenpsychologischen Vorgängen, die diesen Prozessen zugrunde liegen. Lassen Sie uns einen Blick auf jene Mechanismen werfen, die die oben erwähnten neuen Verknüpfungen hervorbringen. Schon Reiner Kunze hatte darauf hingewiesen, dass der poetische Einfall nicht bewusst, d. h. willentlich herbeigedacht werden kann. Er bahnt sich im Unbewussten an. Wie geht das? Wie sollen wir uns das vorstellen?

Sie wissen, dass sich im Unbewussten alle nicht bewussten psychischen Inhalte vorfinden, all das Unterschwellige, Vergessene, Übersehene und Verdrängte unseres psychischen Erlebens. Das Unbewusste verfügt über diese Inhalte, es verfügt über sie nach eigenen Denkgesetzen, die sich von denen des Bewusstseins unterscheiden – sowohl energetisch, als auch in ihrer Zielorientierung. Freud hat dieses Denksystem, nach dem unser Unbewusstes funktioniert, den Primärprozess (oder Primärvorgang) genannt und hat ihn vom Sekundärprozess unseres bewussten Denkens abgegrenzt.

Im Primärvorgang finden sich noch Funktionsweisen aus den frühen Stadien unserer Entwicklung, die besonders im Traum oder traumnahen Zuständen (Trance, Imagination), aber auch unter dem Einfluss starker Emotionen wieder aktiv werden. Der flexible Zugang zu solchen primärprozesshaften Funktionsweisen, besonders wenn sie im Wechsel zu sekundärprozesshaftem Denken genutzt werden können, hat starke Bezüge zum kreativen Denken und insbesondere zum künstlerischen Schaffensprozess. Wir werden sehen warum.

Einige Autoren, so der Säuglingsforscher Stern und der Neurobiologe Scheuler haben auf die Amodalität (Stern, 1985) oder Kommodalität (Scheuler, zitiert nach Salvisberg, 2000) des frühen Denkens, bzw. Wahrnehmens hingewiesen. Das läuft auf die Tatsache hinaus, dass erstens für den Säugling jede sinnliche Erfahrung der äußeren Welt mit Emotionen verbunden ist, d. h. seine gesamte Wahrnehmung von Dingen, Menschen und Handlungen einen Gefühlston hat, und dass zweitens in diesem Alter sinnliche Erfahrungen unterschiedlicher Sinnesmodalitäten (Farben, Tastempfindungen, Gerüche, Klänge) noch austauschbar sind, austauschbar auch mit Erfahrungen anderer Kategorien und Klassen (Zeit, Körperzustände, geistige Funktionen, seelische Befindlichkeiten u. a. m.). – Das heißt, das Erleben des Säuglings ist in diesem Sinne noch sehr ganzheitlich („global"), d. h. noch nicht ausdifferenziert.

Im Primärprozess haben sich diese frühen Denk- und Verknüpfungsmodi erhalten. Alle Wahrnehmungsinhalte, Abbildungen der Außenwelt und sinnlichen Empfindungen sind hier mit Gefühlen verbunden. Und umgekehrt stehen alle Gefühle mit sinnlicher Erfahrung in Verbindung. Alle Sinnes- und Wahrnehmungsbereiche sind kombinierbar, können sich vertreten und miteinander austauschen. Die Kombinations- und Austauschprozesse (Assoziationen) ordnen sich nicht (wie im bewussten Denken des Sekundärprozesses) nach der Realität. Sie ordnen sich vielmehr nach der sinnlichen und gefühlsmäßigen Qualität, die den Denk- und Wahrnehmungsinhalten anhaftet. Die Gesetze der auf die äußere Realität bezogenen Logik sind aufgehoben. Die Kombinationen können daher logisch widersprüchlich, ja alogisch und scheinbar widersinnig ausfallen.

Beim Zugang eines reifen Menschen zu diesen Denkmodi wird es deshalb wieder möglich, synästhetische und alogische Denkmuster hervorzubringen, z. B. wenn Farben schreien oder wenn ein „ton“ nach holz „duftet“ (Reiner Kunze) oder wenn wir von einem „hauchdünnen Schlaf“ hören, über den „nur Vögel gehen können“ (Christine Lavant). So auch bei logisch sich widersprechenden Aussagen über erlebte Zeit, z. B. „Jahre schon an diesem Tag“ (A. S.).

Salvisberg macht übrigens mit Nachdruck darauf aufmerksam, dass primärprozesshaftes Denken beim Erwachsenen keineswegs als etwas im pathologischen oder unreifen Sinne Regressives zu bewerten sei, sondern als eine Fähigkeit, die das bewusst logische Denken auf kreative Weise wertvoll ergänze – so etwa, wenn „durch die Umschaltung auf die Schiene des Gefühls“ hier allgemein eine Lockerung der Assoziationen und damit auch der Kombinationen von logischen Klassen eintrete (Salvisberg 2000). Dies kommt zugegebenermaßen auch in pathologischen Denkmustern vor, hier aber unflexibel und der Realitätskontrolle des Sekundärprozesses gänzlich entzogen (z. B. beim schizophrenen Denken).

Der Dritte Teil „Die Geburt der Metapher“ erscheint in der Juli-August- Ausgabe.

Angelica Seithe-Blümer lebt in Wettenberg bei Gießen und in München. Psychologische Psychotherapeutin. Zuletzt erschien ihr Gedichtband „Regenlicht“ (2013). Zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften. Sie wurde ausgezeichnet u. a. mit dem Sonderpreis Lyrik beim Wettbewerb um den Nordhessischen Autorenpreis 2009 und mit dem Jurypreis beim Hildesheimer Lyrikwettbewerb 2012. www.angelica-seithe.de

Peter Reuter

Die Geschichte vom Rat der Könige, vom Rat der Schatztruhenbewahrer, von einem Scherz und von jeder Menge Schaumwein…

Ach so, Wahrheit steckt auch noch drin…

Und es geschah zu jener Zeit, als es den Königen prächtig ging, alldieweil sie wirklich meinten, sie seien nicht nur reich, nein – auch mächtig seien sie.

Den Schatztruhenbewahrern und den Kämmerern in vergangener und ferner Zeit, ihnen ging es noch besser. Sie waren nicht nur viel reicher als die Könige, nein – sie waren die Macht, schlechthin.

Und weil man diesen Zustand erhalten wollte, deshalb traf man sich im Laufe der Monde eines Jahres zu einem großen und wichtigen Treffen, zu einem Thing, wie es in der Fachsprache und neudeutsch wohl heißt.

Bei diesem Treffen, beim Thing, da sorgten sie in trauter Gemeinsamkeit alle dafür, dass es weiter „Bing“ machte, so wegen der Macht und dem Reichtum und so. Das Volk sah diesen Treffen jeweils mit großer Besorgnis zu. Alle wussten um die Geschichte mit der Bingmacherei. Das Volk nannte es in der ihm eigenen Sprache nur den Big-Bang. Wohl war dieses schlimme Wort auch den meisten der Könige und auch den Schatztruhenbewahrern bekannt. Aber, da sich dies alles nicht auf sie beziehen konnte, deshalb lachte man gar gerne und herzhaft über das Volk und seine komische Sprache – und erhöhte weiter kräftig die Abgaben. Gründe dafür gab es schließlich reichlich.

Und so ist für uns daraus zu lernen, dass man zu Zeiten des Things fröhlich und sich über alle Maßen herzend gemeinsam Beschlüsse fasste, Reichtum und Macht zu ehren und zu vergrößern. Die Zeit zwischen den Treffen war angefüllt mit harter und ernster Arbeit.

Das Volk musste klein gehalten werden, Reichtum und die Macht zwingend ausgebaut und vergrößert, und so weiter… Sicherlich bedarf es keiner großen Fantasie, sich dieses barbarisch harte Leben voller Arbeit vorzustellen.

Das Jahr neigte sich dem Ende zu, die Arbeit war zum großen Teil getan. Die Truhenmacher hatten reichlich zu tun, die Beute der Könige und mehr noch die der Schatztruhenbewahrer, sie verlangte danach. Es wurde Zeit für das jährliche Treffen.

Oben, auf dem Berg, bewacht von tüchtigem Jungvolk, Speicher und Keller gut gefüllt, umgeben von liebreizenden Jungfrauen – das Treffen konnte beginnen.

Es war allen eine Freude, der Sitzung des Wirtschaftsausschusses beizuwohnen. Ob ungedeckte Wetten, ob kleinere Kriege um die Gegenden, welche auf das trefflichste mit Rohstoffen verseucht waren, auch die Hälfte der Ernte des Volkes, all das war zur großen Zufriedenheit der Anwesenden gediehen. Ohne größere Pause begann die Plenarsitzung. Die Lenker des Treffens, hochweise Hüter der Schatztruhen, sie waren recht zufrieden mit den Entscheidungen und Maßnahmen, welche die Könige für sie beschlossen und ausgeführt hatten. Alle waren glücklich und freuten sich sehr auf das Abendessen und auf lauter Kurzweil, welche in der Wärme des Kaminzimmers auf sie warten würde.

Alldieweil, das Jahr war ein sehr glückliches Jahr gewesen. Und weil dieses schöne Jahr noch an jenem Tage mit dem Beschluss geadelt wurde, das Volk in den nächsten Jahren mit zusätzlichen Abgaben zu belegen, deshalb bestellte sich die lustige Runde ganz viel Schaumwein.

Dieser wurde sogleich durch viele und liebreizende Jungfrauen aufgetragen.

Der Weiseste der Schatztruhenbewahrer hob seinen güldenen Pokal und sprach zu den versammelten Würdenträgern die von allen erwünschten Worte: „War doch real ein geiles Jahr, und das nächste wird noch besser“. Da erhob sich ein Jubeln und Lachen, dass es allen sehr warm wurde um das Herz. In Strömen floss der Schaumwein, alle herzten und küssten die aufgebauten Schatztruhen. Auch die eine oder andere Freudenträne soll geflossen sein.

Plötzlich erhob sich der König eines fernen Landes, von dem keiner so richtig wusste, was er eigentlich wollte und ob man ihn überhaupt reden lassen müsste. Zur Tafelrunde gewandt sprach er: „ Liebe Freunde, was haltet ihr davon. Hat unser Volk es nicht verdient, ebenfalls Freude zu verspüren, am Ende des Jahres und so? Wäre es nicht recht, es, das Volk, anzuhören und zu fragen, was es will und was es geben kann? Wäre es nicht besser, besser für uns alle, wenn dadurch auch das Volk etwas von dem verspüren dürfte, wie es uns geht?“.

Zunächst trat Totenstille ein. Dem Großmeister der Schatztruhenbewahrer glitt der kostbare Pokal, gefüllt mit dem edelsten Rotwein, aus der Hand und zersprang in unzählige Splitter. Unruhiges Murren, es ging über in wütendes Gebrüll, es dröhnte vom Berg, rollte durch das Tal, dass das Volk auf das größte erschrak, bahnte sich seinen Weg durch die Flusstäler über das Meer an ferne Gestade, Donner grollte, Blitze zuckten. Der eine oder andere nervöse Darm trug ebenfalls zu der Geräuschkulisse bei, die Stimmung war vergiftet. Das Jungvolk hatte auf einen Blick des Oberschatztruhenaufsehers die Schwerter gezogen und wollte dem mehr als dreisten König aus der Ferne an dessen Wams. Die Leibgarde des Königs bildete einen Ring um den Herrscher, Keulen und Speere kampfbereit gezückt.

Da lachte der König urplötzlich laut und gewaltig, dröhnend und endlos. Nach einem großen Schluck besten Schaumweins konnte er wieder sprechen. „Da habe ich euch aber reingelegt. Das habt ihr mir wirklich abgenommen? Nie und nimmer wird das passieren, nie soll das Volk befragt werden. Wo kämen wir denn da hin? Welch gewaltiger Scherz ist mir da gelungen.“ Alle, aber auch wirklich alle anderen Könige und alle Schatztruhenbewahrer, sie mussten mit ihm lachen, klopften ihm auf die Schulter, prosteten ihm zu und wählten ihn zu ihrem Oberkönig.

Um dem Volk entgegen zu kommen, deswegen beschloss man die Gründung von Sparvereinen und das Volk durfte den Vorsteher und den Kassierer wählen.

Als dies alles besprochen und getan war, da trank man wieder viel vom Schaumwein und feierte mit den jetzt ebenfalls lustigen Jungfrauen ein großes Fest, welches eine ganze Woche dauerte.

Und da sie nicht gestorben sind, deshalb leben sie heute noch – und wie…

Peter Reuter, geboren 1953 in Stühlingen, Großhandelskaufmann, Handelsfachwirt, Studium in Karlsruhe. Verheiratet seit 1978, lebt und arbeitet seit 1993 wieder in Südwestdeutschland. Vorher Texter und Akteur beim Kabarett in Berlin (Die Mülltonnen), Stadtschreiber in Bad Bergzabern 2008 – 2009, Gründer des Kapeller Kultur Kalender. 2007 Mitbegründer und seit der Gründung Mitherausgeber der Literaturzeitschrift “Wortschau”, zusammen mit Wolfgang Allinger.

Regelmäßige Veröffentlichungen bei “writtenby” und im Satiremagazin “Skorpion”. Projekt „Schreiben mit Jugendlichen“ im Rahmen des Kunstunterrichtes an der Realschule in Herxheim. Mehr als 150 essayistische und satirische Veröffentlichungen bei verschiedenen Plattformen und Anthologien.

Eigene Bücher: „Pfauenschwanz“, Satiren, Deki-Verlag 2003; „Äfach so doher gebbabeld“, Lyrik, Deki 2004; „Rückkehr in andere Zeiten…“, lyrische Erzählung, Deki-Verlag, 2006,; „Aus dem Leben eines Füllfederhalters“, Satire, Shaker Media Verlag 2012.

Margit Späth: Duftender Garten

eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar

Stephanie Dunker *Versprochen*

Martin Mollnitz *Meine Frauen.Damals*

Bettina Radermacher *Die Liebe!*

Volker Sieber *Der Überschwang*

Edgars Schreibtischkante *Rezension Katja Petrowskaja Vielleicht Esther*

Alfred Chris Heymer *Rezension Nizza Erzählungen von Axel Dielmann Teil Zwei*

eXperimenta Autorenlesung

Margit Haubrich *Seminarreflexion*

Sabine Reitze *Wettbewerbe*

Illustrationen:

Axel Bierwolf, Burkh, Edgar Helmut Neumann, Ollanski, Oliver Ottitsch, Ari Plikat, Elisabeth Semrad, Margit Späth, Freimut Wössner

LiebesLied

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst

INKAS -INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de

Stephanie Dunker

Versprochen

Illusion zertrümmert

Ja: Ich Will

Versprochen

Versprochen

Augenblick des Gebens

Augenblick des Nehmens

Illusion der Empfindungen

bitter, extrem bitter

heilsamer Moment

Versprochen

Versprochen

Augenblick des Fließens

Augenblick der Hingabe

bewusst unbewusst

unbewusst bewusst

Stephanie Dunker, Studium der Psychologie und Kunstgeschichte an der Universität Trier, Abschluss Diplom in klinischer Psychologie. Ausbildung in Gestaltpsychotherapie. Traumdeutung nach C.G. Jung. Seit 2003 selbständig als Trainerin für Stressbewältigung. Seit ihrer Jugend Verfasserin von Gedichten und kurzen Texten. Themenschwerpunkt: die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit.

Margit Späth: Close to you

Margit Späth: Saftgrün

Martin Mollnitz

Meine Frauen. Damals.

Meine Frauen früher waren wie Friesenstuten,
hoch im Rist, prall und voll, glänzendes Fell und
heiß in Blut und Duft. Ein Aroma im Deckakt, nicht
auszulüften. Sie schwebten, wenn sie mich sahen,
den Schweif rossig aufgestellt, die Nüstern gebläht,
schlank im Schritt, aber bibeldicke dunkle Vaginen,
schußfeste Schlachtrösser, solche, wie sie früher
allein den Wagen aus kalter Heimat herzogen.
Ich hatte eine ganze Koppel davon und pfiff mir
ab und an eine ran. – Aber alle hab' ich enttäuscht,
abverkauft, ausgestallt, im Zuchtbuch ausgetragen,
irgendwohin verramscht. Solche Tiere vergessen nie,
bäumen auf, schlagen aus, geh ich nur vorbei.

Mit dir

Mit dir auf einem schmalen Pensionsbett
wie mit einem Kanu durch die Nacht,
geschmiegt an deinen festen Leib, Irokesin,
je eine Hand, je eine Brust, voll Kraft für
unsere künftigen Krieger. Höre die Trommeln
jenseits der Stadt. Laß uns die Grenze queren,
zurück in die Wälder, ins alte Indianerland.

Gretchen. Kein Ende.

Der Traum vom mephistophelischen Heilschlaf. Leider
ist man nicht Faust, und die Damen nicht mehr so simpel
wie Gretchen. Meine Walpurgisnacht war ein Horrortrip.
Trüber Tag. Feld. Raben am Rabenstein. All das verwehte
Laub der Kleinstadt, die Hutzelgiebel als Weichbild in
meinem Rücken. Stickige Luft ihrer niedrigen Kammern,
die Ungewaschenheit der ewig in mir summenden Brunst,
schlierige Übelkeit nach jeder Begattung. Nur fort. Aber
elender Nachdurst: Ihre Lippen da und dort. Alle Lust mündet
in Zerfall. Hoffe auf anmutige Gegend und daß ich dort
losgelassen werde: Ewige Wiederkehr. Neue große Welt!

Barbara

Ihr mürber Körper ein Bombodrom der Lüste,
gedörrter Boden, feucht bestellt.
Auf altem Schoner an die ferne Küste,
Befreiung und Befruchtung – eine Welt.

Mona. Oder Lisa.

Diese Lässigkeit, mit der die Wischfrau, beherzt nebenbei
sich eine Strähne schwarzen Haars aus der Stirn blasend,
ihre Brüste ordnet, weil die ihr, tief gebeugt überm Schrubber,
immer wieder durcheinander geraten, dieser selbstverständliche
Eingriff wie in ein Glockenspiel, bei dem man gern hülfe,
so ins leicht schweißfeuchte Tal hinein, das hat Art, das erspart
viel Kunsterlebnis, diese Leib-Haftigkeit des Urweibleins Eva.

Pubertät, Perleberg, Deutsches Haus

Meine Träume waren so bunt wie Bordellbesuche.
aber sie hingen im abgedunkelten Schankraum
wie im kühlen Kernschatten der Kleinstadt vor
fluoreszierend grünem Bier: Pritzwalker Pils,
chemisch trüb. – Eine Chefin hinterm Tresen,
so alt wie die eigene Mutter, doch begehrlicher
geschminkt, scharf wie ein Malaienweib.
Die Witwenstrümpfe so blickdicht, daß sie Knie
und Haut ganz anderer Art ahnen lassen. Ach,
wenn die einen bloß mitnähme nach oben,
falls es ein Oben gibt. Statt dessen verklemmt:
Hallo, bitte bringen Sie noch zwei Stonsdorfer dazu!
Aber gerne, Junge. Schon fertig die Schule? – Egal!

Kam ich von ihr, zog ich vorsorglich den Ölstab des alten Opel,
fuhr mit den Fingern an den Muffen vorbei, nahm etwas mit vom
alten Polfett der Batterie, schmierte mir Lippen, Wange, Nacken
mit 10-W-40-Leichtlauföl und sicherheitshalber mit Bremspartikeln
breit ein, denn sie trug Mademoiselle Chanel, was so roch wie sie
aussah, teurer als eine Tankfüllung Sprit, nicht totzukriegen, da half
nur eingebrannter Maschinendreck: Sag mal, wie stinkst du denn wieder,
nach Werkstatt, Mann, du Schmiermaxe! Kommst wohl von sonstwo …

Altehe

Allein im Eigenheim. Der Mann verkrebst, zur Reha, irgendwohin, wo's schön ist: Wochenendlich fährt sie auf Besuch. Ja, ja, es geht ihm doch viel besser nach der Chemo. Wohin ist sie nur, die große Liebe? – Mit der Kobaltkanone erledigt? – Ihr bleiben die Küche mit den schönen großen Fenstern, der Blick in hohe Hecken, die italienische Espressomaschine, die wohlige Leere ringsum, die Bücher, klar, die Bücher natürlich, die Absicherung sowieso. Ab und an eine hitzige Mail, abends beim Discounter-Wein, an alte Bekannte. Auch Männer darunter, natürlich. Sie müßte mal ans Meer mit einem.

Wenn er stirbt. Ach, er stirbt so verdammt langsam, aber wohl schmerzfrei. Und ihr Fleisch, abgezogen, vergilbt und fleckig, sollte bitte nicht noch ein Jahr warten müssen.

Martin Mollnitz, 1964 als Heino Bosselmann geboren, aufgewachsen in der Prignitz, Abitur 1982 in Perleberg, 1982-1985 Grenztruppen der DDR, 1985-1990 Studium der Germanistik, Geschichte, Philosophie an der Universität Leipzig, nach 1990 Arbeit als Lehrer und wissenschaftlicher Mitarbeiter, literarische Veröffentlichungen in der DDR bis 1988, dann, abgesehen vom Journalistischen, aus besonderen Gründen verschwiegen bis 2010, seitdem freiberuflich als Autor und Kleinverleger. Lebt möbliert in einem Neubrandenburger Wohnheim.

Von den Spielern nur schwer akzeptiert: das Hundertwasser-Fußballfeld

Axel Bierwolf – Das Hundertwasser-Fußballfeld

Bettina Radermacher

Die Liebe !

Durch alle Zeiten
spüre ihre große Kraft !
Lass Dich von ihr leiten
und nähre ihre stille Macht !

Jeden Tag
berührt sie Dein Herz !
Wenn der Geist nicht mag,
lindert sie Deinen Schmerz !

Durch Dein Leben
hält sie Deine Gefühle rein !
Du kannst jedem vergeben
und Deinen Feinden verzei`n !

Jede Nacht
beseelt sie Deinen Traum !
Göttlich behaucht ganz sacht
beglückt sie freudig jeden Raum !

website: **www.bettina-radermacher.de**

rowohlt

Volker Sieber

Der Überschwung

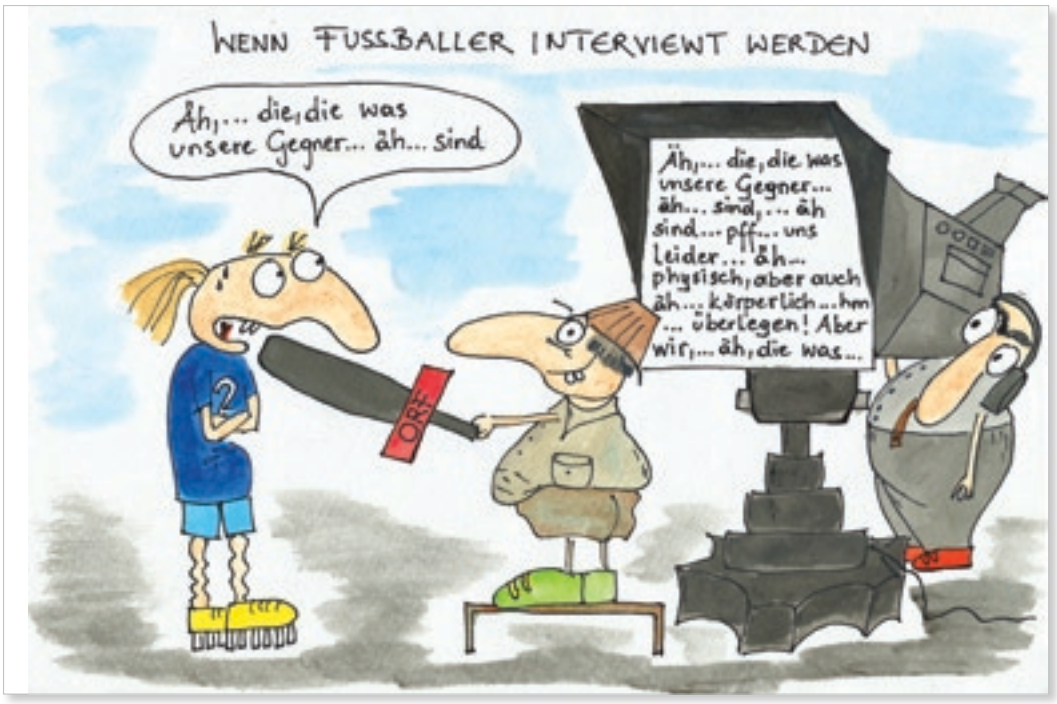
Er sah sie steuerbords an der Reling stehen. Ihr Blick war auf den Horizont gerichtet, der im abendlichen Rot Himmel und Ozean messerscharf voneinander trennte.

Ulrich Jankel hatte die Frau bereits am Vormittag bemerkt auf einem der Außendecks, und es hatte ihn gewundert, dass es nicht schon früher geschehen war. Auf einer der vielen Liegen, deren Kopfteil ihr als Rückenlehne diente, las sie vertieft in einem Buch. Sie mochte etwa fünfunddreißig sein. Ihr dunkles Haar war zu einem Bopp geschnitten. Ab und zu lehnte sie das Buch gegen ihre aufgestellten Knie, nahm ein einzelnes Haar, das sie mit Daumen und Zeigefinger vom Scheitel bis zur Spitze verfolgte, zog daran und klemmte es dann mit ihren schneeweißen Zähnen fest. In der Welt ihres Buches musste es lustig zugehen. Jedenfalls huschte ab und zu ein lautloses Lachen über ihr Gesicht, worauf das Haar in seine ursprüngliche Lage zurück sprang. Aus dem Decklautsprecher kam eine Durchsage. Mehrere Fahrgäste standen eilig auf. Sie griff nach dem neben ihr liegenden Lederbeutel und schwang ihn über die Schulter. Als sie sich zum Gehen wandte, bemerkte er, dass der rechte Ärmel ihrer Bluse leer war. Zunächst hatte er versucht, das Bild in seinem Kopf zu reparieren. Aber als sie mit der Linken nach dem vom Wind erfassten Ärmel fischte und ihn in den Bund ihres grauen Rockes steckte, realisierte er, dass sie nur diese Hand hatte. Als ihr Bopp schon zwischen den anderen Fahrgästen verschwunden war, lag das Buch immer noch neben der Liege. Auf dem Einband las er: Metamorphosis.

Er hatte das Buch an sich genommen. Nun war es an ihm.

(Auszug aus der Erzählung „5 Tage die NY verändern“, Arbeitstitel)

Volker Sieber wurde 1953 in der Oberlausitz geboren. Er ist Physiker, Ingenieur und Coach. Für seine Fotografien bekam er regionale und internationale Preise. Vor Kurzem hat er seine Passion für das Schreiben entdeckt. Er lebt in Ulm und in Überlingen.



Elisabeth Semrad - Interview

Der Ball ist rund...

... und ein Buch dauert 90 Seiten und am Ende gewinnen immer die Cartoonisten

Die Fußballcartoons in dieser Ausgabe wurden uns freundlicherweise vom Holzbaum-Verlag zur Verfügung gestellt. Der Cartoonband ist im Buchhandel erhältlich.

Willkommen zur Weltmeisterschaftsklasse des Fußballcartoons. Machen Sie sich auf ein Wuchtelgewitter der Sonderklasse gefasst, mit den besten Sportwitzzeichnern, die das Erdenrund zu bieten hat.

Erfahren Sie mehr über die Angst des Tormanns vorm Kalauer, das erste deutsche Schiedsrichterorchester, die Wand Gottes und warum Väter sich nicht immer freuen, wenn Fußball im Fernsehen ist.

Mit von der Partie sind Alf Poier, Ari Plikat, Bernd Ertl, Bernd Püribauer, BURKH, Daniel Jokesch, Dorthe Landschulz, Harm Bengen, Kittihawk, Lo Graf von Blickensdorf, Markus Szyszkowitz, Martin Zak, Michael Holtschulte, Miguel Fernandez, Oliver Ottitsch, Rudi Hurzlmeier, Schilling & Blum, Til Mette und viele mehr.

Freuen Sie sich auf ein Spiel voll Wucht und Elégance. Zwerchfellrisse und Bauchmuskelzerrungen inklusive.

Clemens Ettenauer, Johanna Bergmayr (Hg.): Cartoons über Fußball
80 Seiten, 19 x 25 cm, ISBN 978-3-902980-03-8

www.holzbaumverlag.at

Oliver Ottitsch – Fussball Fernsehen

Edgar Helmut Neumann

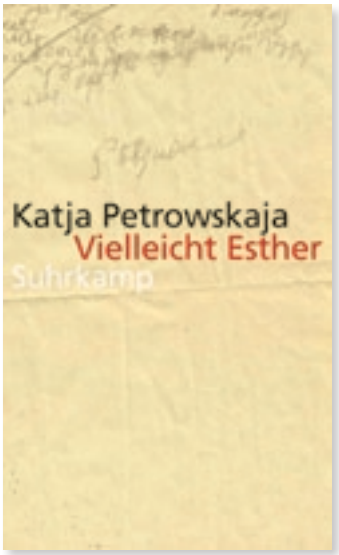
Bunte zerbrechliche Baumkugeln aus der Kiste gehoben

Eine Familiengeschichte – eine Autorin als Protagonistin – eine Vergangenheit, die von der Wirklichkeit (noch nicht?) überholt wurde

Sie wird es nicht geahnt haben. Ich nehme auch nicht an, dass sie es sich wünschte, so sehr gefragt zu sein, wie das seit einiger Zeit der Fall ist. Katja Petrowskaja wird sich auch kaum erträumt haben, so bescheiden und überrascht, wie sie sich nach ihrem Erfolg, im vergangenen Sommer in Klagenfurt, in mehreren Interviews gab, dass sie, ein Neuling, dort eingeladen wurde, eine von vierzehn, und dass sie mit ihrem Buch „Vielleicht Esther", ihrem Erstlingswerk, die sieben Jury-Mitglieder beim Ingeborg-Bachmann-Preis im Juli 2013 derart überzeugen könnte. Sie überzeugte auch andere, denn danach war sie im Frühjahr auch für den Buchpreis in Leipzig vorgeschlagen. . Sie löste in Klagenfurt, das konnte man im Netz ebenfalls nachlesen, aber eine Diskussion aus, wie man sie bei der Jury des Bachmann-Preises wohl schon länger nicht mehr erlebte.

Der Suhrkamp Verlag brachte den preisgekrönten Titel in diesem Frühjahr in die Buchhandlungen. Seitdem erhielt die Autorin – so meine eigene Wahrnehmung – allerdings weniger Gelegenheit, sich zu dem zu äußern, was sie uns damit vermitteln will. Die schriftstellernde Journalistin ist seit Februar, als sie ihre brodelnde Heimatstadt Kiew besuchte, wo ihre Eltern, die der Tschernobyl-Katastrophe wegen Ende der Achtziger mit der Tochter nach Deutschland kamen, nun wieder leben, eher gefordert, sich jeweils zur gerade aktuellen Entwicklung in der Ukraine zu äußern. Das tut sie stets besonders engagiert – und immer wieder.

Ein Fernsehinterview, bei dem es noch vor seinem Erscheinen vor allem um ihr bestauntes Buch gehen sollte, weckte mein Interesse, und ich beschaffte mir ihre Erzählung per Internetbestellung. Der Verlag hatte unmittelbar nach Auslieferung des neuen Titels schon kein Rezensionsexemplar mehr zur Verfügung, wurde mir mitgeteilt. In meiner Buchhandlung stand es damals noch nicht im Regal.



Die Erzählung, im Text nicht ganz 275 Seiten stark, habe ich das erste Mal emotional stark berührt gelesen. Ich brauchte dafür einige Abende. Um sie nun rezensieren zu können, musste ich das Buch dann ein zweites Mal in die Hand nehmen. Und das tatsächlich mit etwas zeitlichem Abstand. Ich brauchte diesen Abstand. Kann nicht erklären, warum. Noch weiß ich nicht, ob ich mich dem Juror Paul Jandl anschließen möchte, der sich vor einem Jahr als „unglücklich verliebt in diesen Text" outete (den in Klagenfurt vorgelesenen, mit dem der gedruckt vorliegende nicht völlig identisch sei, kann man irgendwo nachlesen – ich vergaß es, mir aufzuschreiben, wo genau… Im Detail beides exakt zu vergleichen, mochte ich mir nämlich nicht die Mühe machen).

Eines will ich gleich zu Beginn betonen: Die Geschichte eignet sich nicht als Bettlektüre. Man wird dabei nicht einschlafen und auch nicht unbehelligt schlafen können. Ich gehe davon aus, dass nicht wenige Leser beim wiederholten „Studieren" des Mitgeteilten das Eine oder Andere in Fachbüchern nachschlagen oder vielleicht googlen. Das habe ich auch getan. Des Öfteren musste ich mich disziplinieren, mir immer wieder einreden, dass ich eine Erzählung vor mir habe, keine Reisereportage, keine Dokumentation vergangener Geschehnisse, keine von vornherein Betroffenheit fordernde Familien-Historie.

Die fiktionale Erzählung von „Vielleicht Esther" (das ist der von der Protagonistin angenommene Name ihrer Urgroßmutter, weil ihr Vater sich seiner Oma nur mehr als „Babuschka" erinnert und

meint, dass sie vielleicht Esther geheißen haben könnte) ist eingebettet in eine autobiographische Familiengeschichte der Autorin, die diese als Reise der Ich-Erzählerin in ihre eigene Vergangenheit, die ihrer Ahnen und die der osteuropäischen Juden - nicht nur im vergangenen Jahrhundert - entwickelt. Es ist eine Zeitreise, ein Ausflug (keine Besichtigungstour) ins Innere. Ins Innere eines „nachgeborenen" Menschen, ins Innere eines Volkes, ins Innere eines Landes, ins Innere eines Teils Europas vor seinen Teilungen und danach – und nicht zu Letzt ins Innere einer von Medien geprägten Welt der äußeren Gefühlslosigkeit. Es ist die Dokumentation eines Sich-Einlassens, eines Zulassens, eines Sich-Aufbürdens, eines Sich-Zurechtfindens, eines Sich-Aneignens – vielleicht sogar auch eines Sich-Aufbäumens. Die Erzählung ist vielleicht mehr Wahrheit als Dichtung, die Autorin behauptet, alles sei wahr, nichts sei erdichtet. Sie vermittelt uns auf ihre besondere Weise ihre Nähe zu den Figuren, ihr persönliches Interesse am eigenen Plot – und gleichzeitig ihre Distanz (auch Distanzierung) zu dem (von dem), was einmal geschah – und leider immer wieder geschieht.

Wer ist die Autorin?

Mehr Information als die Umschlagklappe des (übrigens auch bebilderten) Buches bietet das Internet. Jekaterina Petrowskaja, 1970 in Kiew geboren, als die Ukraine noch Teil der Sowjetunion war, wuchs dort auf, wurde von ihren Eltern auf die Schule in Moskau geschickt, studierte danach Slawistik und Literaturwissenschaft an der Universität Tartu in Estland, promovierte 1998 an der Universität Moskau mit einer Arbeit über „Die Poetik der Prosa Chodassewitschs" (eines bedeutenden russischen Lyrikers, der 1939 im Exil in Paris starb und der im deutschen Sprachraum weitgehend unbekannt scheint), nachdem sie vorher als Stipendiatin einige Semester an der Stanford University und an der Columbia University verbrachte. 1999 kam sie, aus Interesse an dieser Stadt, nach Berlin, obgleich ihr deutscher Mann lieber in Moskau geblieben wäre (so entnahm ich es einem der unzähligen Porträts der vergangenen Monate).

Die Journalistin, die in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung seit 2011 die Kolumne „Die west-östliche Diva" schreibt, arbeitete bislang für verschiedene russische Medien und deutschsprachige Zeitungen. Als Journalistin äußert sie vor Kameras und Mikrofonen eine dezidierte Meinung zu dem Unrecht, das durch Putin derzeit ihrer Heimat zugefügt wird. Das hat nichts mehr mit Esther zu tun, aber das Buch „Vielleicht Esther" schreibt sich nun von allein in der Gegenwart weiter. Das mag Katja Petrowskaja gemeint haben, als sie nach seinem Erscheinen einem Interviewer gegenüber feststellte, dass es noch nicht vollendet sei.

Die täglichen Nachrichten sorgen dafür, dass man fälschlicherweise schnell geneigt ist, der Autorin in ihrer Feststellung Recht zu geben. Es ist im Buch von Krieg die Rede, und Kriegsgezeter will einfach nicht verstummen in und wegen der Ukraine. Und antisemitische Parolen sind da erneut zu hören, können wir immer wieder lesen.

Die Geschichte

Die Jury in Klagenfurt, in der die Frage aufgeworfen wurde, ob man so etwas überhaupt als fiktionale Geschichte schreiben dürfe, nämlich eine solche Zeitreise in die Vergangenheit, in die Ahnenliste, die Schicksale, die Tötungen, das (auch zufällige) Überlebensglück, die ganz personale Betroffenheit, das eher unbewusste Bestreben eines Nicht-Vergessen-Sein-Lassens und eines Nicht-Vergessen-Sein-Wollens, lobte die Autorin, dass sie der Urgroßmutter über viele Seiten hinweg ein Hingehen in den Tod erlaubte und sie damit über eine lange Romanstrecke (wenn das Buch denn als Roman verstanden werden darf) hinweg – langsam wie eine Schnecke, die Achill niemals einholen könnte – ein nicht erwartetes Lebensende statt eines plötzlichen Erschossen-worden-Seins ermöglichte, das sich selbst und dem Leser übereignete. Die Erzählung, die ich nicht Roman nennen will, konfrontiert mich an vielen Stellen mit einem niemals explizit ausgesprochenen Hader, den ich durch ein ungläubiges Eindringen in Verwicklungen und Verquickungen, in eine bestimmte Schicksalsergebenheit, überlagert finde. Dafür steht natürlich besonders diese „Vielleicht-Esther" sowohl am Anfang ihrer Straße wie auch an deren Ende.

Für mich steht dafür aber vor allem das Staunen vermittelnde Eingeständnis der Autorin, dass

ein Ficus, der von einer Ladefläche genommen wurde, damit ihr Vater Platz finden konnte, sehr viel mehr als nur eine ihr selbst willkommene Metapher ist. Ohne die geschilderte Tatsache gäbe es die Autorin nicht, also auch nicht ihre Erzählung. Dieser Ficus ergänzt das Bild vom Familienbaum. Der Familienbaum, der zuerst geschmückt wird mit Kugeln und Engeln aus einer alten Kiste, dafür jedes Jahr neu gekauft wird, um später einfach weggeschmissen zu werden.

Interessant, nein bemerkenswert ist, wie die Ich-Erzählerin ihre Familie aufstellt und „behängt". Bewundernswert ist, wie sie Geschichte und Geschichten verquickt und miteinander verknüpft. Im Gedächntnis behalten werde ich ganz bestimmt eine geträumte Metapher von einem Buch, das nur mehr eine Eisscholle war, vom Wissen, das so sehr verloren ging, dass da in diesem Eisblock ein einzelner Buchstabe aus Erde, aus der ein Grashalm ragte, sich fast zu Schnee auflöste. Der Traum ließ es nicht zu, das Alphabet zu erkennen. Die Ich-Erzählerin transportiert da in angenehmer Weise eine augenblicklich nicht zu beantwortende Frage der Autorin nach ihren tatsächlichen Wurzeln und ihres nun realen Verwurzeltseins im interkulturellen Umfeld.

Katja Petrowskaja hat sich bei diesem Buch mit Applaus verdienender Bravour der deutschen Sprache bemächtigt. Sie, die gebürtige Ukrainerin, die in russischer Kultur aufgewachsen ist, die die jüdischen Ahnen liebevoll in die gedruckten Zeilen presst, überlässt deren Sprachwurzeln all jenen, denen solche etwas bedeuten.Katja Petrowskaja ist die Tochter eines Literaturwissenschaftlers und einer Geschichtslehrerin. Die schriftstellernde Journalistin lebt mit ihrem deutschen Mann und ihren beiden Kindern in einer Berliner Kiez-Gegend. Während sie sich „mit der Nirgendwo-so-ganz-Zugehörigkeit", aufgrund derer sie sich für das „lieber ganz fremd in Deutschland als überall halb fremd" mühsam aber zielstrebig und vor allem erfolgreich das deutsche Leben und die deutsche Sprache erobert hat, tauchte ihr Bruder, anders als sie, sofort uneingeschränkt in die hebräischen Wurzeln ein. Für Katja Petrowskaja ist das „Jiddische" ein nicht blickdichter Vorhang, der Neugier nicht verhindert.

Die Heimat Europa sollte längst alte Grenzen aufgehoben haben, die sich neuerdings aber noch schlimmer verfestigen, als es in den Geschichten des Buches als längst vergangen dargestellt ist. Also gebe ich der Autorin noch einmal ausdrücklich Recht: Dieses Buch ist noch nicht fertig – nicht zu Ende geschrieben. Umso mehr empfehle ich, all jenen, die sich berühren lassen können, es zu lesen. Diese Erzählung ist keine Abrechnung, keine Anklage. Ich betrachte es als eine Ermutigung, wachsam zu bleiben, mit offenen Augen und Ohren hinzuschauen und hinzuhören – und offene Arme zu haben. Denn die Autorin hat in einem Interview mit Recht betont, dass dies nicht nur ihre eigene Geschichte ist. Ich schließe mit einer Feststellung beim Wettbewerbslesen in Klagenfurt: „…es ist trotz allem keine Betroffenheitsliteratur !"

Katja Petrowskaja, Vielleicht Esther,
Suhrkamp Verlag, 2014, 283 Seiten, 19,95 €

Freimut Woessner– Frauenfußball

Alfred Chris Heymer

Büchermachen oder aus Liebe zur Kunst – Kritik als Gutachtung

Zum Erzählband „Nizza oder die Liebe zur Kunst“ von Axel Dielmann

– TEIL 2 –

Nochmal schnell zurück

Fragt wer, wann’s endlich los geht? Immer nur drum herum und außen gekratzt? Nein, keineswegs, wir waren doch schon mittendrin: Form und Inhalt gehen der Wahrnehmung zunächst mal in eins. Erst im Nachvollzug beginnt die gedankliche Differenzierung.

Wer also gedacht hat, der erste Teil sei sozusagen nur das Vorgeplänkel vor der eigentlichen Schlacht, irrt und ist noch immer der Vorstellung von Kritik verhaftet als einer Gerichtsstätte, wo Delinquenten freigesprochen, geköpft oder in die Verbannung geschickt werden. Diese Besprechung ist partout kein Richtplatz, von der das literarische Blut nur so in Strömen fließt. Aber, bitte sehr: auch kein unprofilierter Werbehymnus. Wer über die leider stehengebliebenen Fehler im ersten Teil hinwegsehen konnte, hat vermutlich registriert, dass es primär um Blickführung geht auf das, was das eigene Leseauge ohnehin sieht. Um den Verbleib dieser Dinge im Bewusstsein wurde gebeten. Nicht unkritisch, aber doch affirmativ. Das ist die Attitüde eines als Kind sich bewusst nicht schämenden Erwachsenen.

Diese Lesehaltung verlangt nicht die Abschälung nach und nach angelebter Persönlichkeitsschichtungen, sondern nur die Beachtung der eigenen unmittelbaren Wahrnehmung. Entlang dieser erfolgt erst ein gedanklicher Aufbruch. Und damit ist nichts weniger gemeint als der Nachvollzug des künstlerischen Akts mithilfe des eigenen, des wesenseigenen künstlerischen Vermögens! Jedweder Kunstbetrachter, Leser oder Hörer akzeptiere sich selbst als Medium der Wahrnehmung. Punkt. Eine Haltungsfrage also.

Die Sache, um die es geht, koinzidiert also mit dem Gestehungsprozess eines Kunstwerks. Dessen elementare Vorgänge aufzusuchen, zu erleben versuchen, verlangt jene Identifikation, die auch den Künstler, hier: den Schriftsteller, bei seiner Arbeit, seinem Stoff, seinen Anregungen umtrieb. Andreas Maier bezeichnet in seinen Poetikvorlesungen 2006[1] diese Identifikation als „…ein Prozess, aus dem ich … nie herauskommen will, sonst wäre sofort alles tot in mir, was die Literatur betrifft.“ Das Leben und die Kunst – ein Verweis auf einen elementaren Zusammenhang.

Identifikation verzichtet zunächst auf ehrgeizige Anwandlungen. Und verengt in mancher Hinsicht doch die Begegnung mit Kunst, denn der subjektive Vorstellungskosmos desjenigen, der sie konsumiert, hat zugunsten der Entdeckung des Kosmos im Kunstwerk – zurückzustehen. Er hat den Platz frei zu halten für das, was er vorfindet und was sich aussprechen möge. Dann erst geht der Betrachter, der Leser seinen Weg und verfehlt auf diese Weise nicht die originäre Vielfalt, das ursprüngliche Leben und die Impulse retour wiederum zum eigenen Leben.

Adorno geißelte das falsche Bewusstsein im Umgang mit Kunst knapp: „Der Bürger wünscht die Kunst üppig und das Leben asketisch; umgekehrt wäre es besser.“[2] Um dieses Leben „in Fülle“ zu gewinnen, bedarf es zunächst zugunsten des Kunstwerks der Reduzierung von lexikalischer Beredtheit, des Drangs zur Selbstbestätigung. Dafür stehe dann aber Betroffenheit und der Primat unmittelbarer Anerkennung und Wertschätzung (Adorno: „Bewunderung“[3]). Noch einmal: Dies ist eine *methodische* Voraussetzung zum Verstehen und mitnichten ein Verdikt zu sprachlosem Daumenlutschen! Kurz: „Das Verhältnis zur Kunst … (sei) keines der Einverleibung, sondern umgekehrt …“, der Rezipient tauche als Wahrnehmender „in die Sache“[4] ein.

Kunst als Kunst als Kunst

Ein Band mit drei Erzählungen. Sie alle schildern aus der Erlebnissituation der Innenperspektive eines Erzählers unterschiedliche, jeweils exis-

tentielle Begegnungen mit Kunst, hier: mit Objekten der bildenden Kunst.

Ihnen dreien ist gleich, dass sie sich in jeweils unterschiedlicher Konstellation novellenhaft zunächst um ein Bild („Nizza, Capa, Elsa und Matisse“), um eines unter anderen („Junge mit Märchenbuch“) und um eine Vielheit von Bildern („Claire“) drehen. Es sind „drei Obsessionen zur Kunst“, wie es der verlegerische Vortext formuliert. Diese Charakterisierung ist so zutreffend wie riskant. Denn mit Obsessionen zu kokettieren bedeutet, Zuneigung zu einer Seelenkrankheit, mit Besessenheit zu signalisieren. Im Erzählband eskaliert tatsächlich die Verbindung mit Kunst bis zu Formen tragischer Manie.

Das Bindeglied der drei Erzählungen besteht zum einen im Motiv, existentiell Kunstwerken verbunden, ja verfallen zu sein; zum andern in der Erzählsituation des Ich-Erzählers, den der Leser als Folge der Erzählkonstruktion geneigt ist, unwillkürlich mit dem Verfasser gleichzusetzen.

Andreas Maier, dem schon mit seinen ersten Leseerfahrungen „…literarische Figuren … eher ein Ich (waren)“ als die Menschen, unter denen er lebte[5], bestätigt: Bücher sind ihm im Vergleich zu „...dem, was die Menschen von sich behaupteten (nämlich Menschen zu sein, bewusste, erlebende, fühlende, leidende, wahrheitsorientierte), näher als diese selbst.“ Bücher waren ihm eigentlich von früh an die Menschen“[6], wobei er mit Büchern die meinte, die sie geschrieben haben.

Wo nun bei Axel Dielmanns Erzählband fiktionale Gestaltung vorherrscht, wo möglicherweise biografische Begebenheiten, das bleibt offen, ist aber auch unerheblich. Die erzählerische Gestaltung zieht den Leser über Konfiguration und Handlung in einen Erlebnisraum, der vor allem bei jenen nachklingt, die Erlebnisse mit und an Kunstwerken hatten[7]. Denn die persönliche Perspektive legt nicht nur, wie erwähnt, die Identifikation mit dem Autor nahe. Sie bildet zudem die leicht begehbare Brücke über die Betroffenheit, die Grundidee auf eigene Erfahrungen hin zu beziehen.

Alle drei Erzählungen verdichten sich häufig in Handlungsrückgriffen, retrospektiven Einschüben, Vermischung von Ebenen, Kommentaren und Reflexionen. Diese Stilelemente entziehen allerdings der Erzählführung, gewollt oder nicht, häufig Lebendigkeit und verlangen dann vom Leser einen nicht geringen Aufwand, den Text wieder auf die Handlung hin aufzuwärmen. Es sind eben erzählte Geschichten, keine Essays oder Romane, die vor allem einem linearen Verlauf folgen.

Mitten ins Herz

Im Ausnahmezustand – verliebt und am Mittelmeer. Fern alltäglicher Bedingtheiten stößt der Erzähler in Nizza, im Urlaub mit seiner Geliebten, auf die Reproduktion eines Fotos. Unerwartet, ungewöhnlich, merkwürdig – der Maler Matisse im Alter, in seinem Atelier, in sinnender Aktion. Die Aufnahme hängt im Schaufenster eines Ladens für Malutensilien. Trotz mehrfacher Anläufe gelingt sein Erwerb nicht, auch noch Jahre danach nicht, als der Protagonist mehrfach wieder nach Nizza kommt.

Die Episode mit und um dieses Bild könnte ein Brief sein, denn sie trägt einen vergleichbaren Bekenntnis-Charakter, immer wieder durchzogen von assoziativ anmutenden Reflexionen. Doch diese enzyklopädischen Ausflüge drohen den Erlebnisgang der Erzählung zu ersticken.

„Die Literatur“, sagt Andreas Maier, „ist ein Hilfsmittel, um ein Ich sichtbar zu machen.“[8] Demzufolge sind die kunsttheoretischen Erörterungen der drei Erzählungen vielleicht Mittel zur Charakterisierung der Erzählfigur oder der Gegenstände, aber in der konkreten Ausführung stehen sie zu sehr für sich und beanspruchen, umfänglich registriert zu werden. Und sie taugen, im Gegensatz übrigens zur dritten Erzählung, wenig als Stilelement denn als dominierende Bildungszugabe, die den Erzählstrang zur zweitrangigen Episode zu degradieren droht.

Fokussiert sich die Perspektive auf die literarische Dimension des Textes, wird der Leser eingefangen in die ausgesparte Situation von Verliebtheit und französischer Riviera. Er erlebt nach, dass Liebe, erst recht, wenn sie brennt, die Wahrnehmung der Welt verändert,

weniger inhaltlich, als denn dem Grad ihrer Aufmerksamkeit nach. Gestaltungen klingen zusammen, Farben werden nicht mehr nur mit den Augen „gesehen“, überhaupt werden Sinneseindrücke intensiver und gestaltete Objekte offenbaren sich als Manifestationen immaterieller Konstellationen.

In diesem Zustand eine Ausstellung, ein Kunstmuseum, ein Konzert etc. zu besuchen, beschenkt durch außerordentliche Erlebnisintensität, durch die Anmutung selbst numinosen Wirkens, die bestätigt, der schöpferischen Urkraft der Kunst selbst zu begegnen,

Das ist das Angebot dieser Erzählung, das nicht ausgeführt werden muss. Und der Verfasser hat sie glücklicherweise auch nicht direkt thematisiert, sondern er hat sie zugänglich gemacht. Noch einmal Andreas Maier: „Literatur stellt immer die einfachsten Fragen … Alle diese einfachen und einfachsten Fragen werden von der Literatur … nie beantwortet, sondern immer nur gestellt.“[9]

Die Handlung endet mit dem Erwerb der Reproduktion an unvorhergesehener Stelle. Es wird interpretiert, die Umstände beschrieben. Aber wichtig bleibt, die Sehnsucht des Lesers geweckt zu haben, durch eine ausgesparten Situation im Entzündungszustand der Liebe seinen Capra, eben s e i n Bild zu finden.

Träume am Abgrund

Was bei der ersten Geschichte der Anflug eines französischen Briefromans war, das zieht durch die zweite wie der verhaltene Humor einer russischen Erzählung. Zahlungsunfähigkeit führt in der Familie des Erzählers zum Besuch eines Hussiers, eines Gerichtsvollziehers. Gegenstände von Wert, Bilder insbesondere, sollen geschätzt und gepfändet werden. Beim Gang durch die Wohnung bleibt Zeit, sowohl im Zwiegespräch mit dem Beamten, wie auch des Erzählers mit sich selbst, die Besonderheiten von Objekten, von Viten und Begegnungen zu reflektieren.

Im Vordergrund steht eine Grafik Willi Sittes, der Junge mit dem Märchenbuch. Sie hängt leicht beschädigt in der Wohnung, was mit der Situation der Pfändung korrespondiert, die trotz der verhaltenen, unaufgeregten Schilderung nicht einfach als normal empfunden werden kann. Die Beschädigung des Bildes resultiert von einem Aufkleber her, den Tobi, der Sohn des Erzählers, auf das Bild geklebt hatte. Dessen Aufschrift „Träumen nicht vergessen. Eurer König S.“ bleibt rätselhaft bis zum Schluss. Aber diese Beziehung, Bildmotiv Kind zum Kind des Erzählers, steht auch für eine zweite Ebene neben der Handlung und konstituiert ähnlich dem Aufbau der ersten Erzählung ihren Novellencharakter. Denn wie auch immer wieder die Reflexionen des Erzählers im Verlauf abweichen und parallele Motive setzt, immer wieder kommt die Geschichte auf den Sohn und das Bildmotiv des Jungen zu sprechen. Letztlich geht es um eine Bewertung – die materielle des Gerichtsvollziehers hinsichtlich des Minimalansatzes für das Bild und die des Vaters gegenüber der Begegnung seines Sohnes mit dem Bild und allgemein zur Kunst. Auf dem Hintergrund einer minutiösen, leider aufgrund der minderen Reproduktion der Grafik im Buch nur begrenzt nachvollziehbaren Beschreibung des Werks von Willi Sitte scheint die ideelle Wertschätzung des Bildes und die Wertschätzung des Sohnes sich zu verbinden.

Es gibt keine Wendung, keine wirkliche Peripetie des Geschehens. Nur eine wachsendeTransparenz hin auf die zwei Erscheinungsebenen des Kindes – der symbolischen und der empirischen. Gleich der ersten Erzählung kann der Leser durch das Dickicht kunstgeschichtlicher Gedankengänge hindurch die Brisanz der Situation spüren. Sie ist geprägt durch den Einbruch außenweltlicher Ansprüche, verkörpert durch den Gerichtsvollzieher, dessen trockene Pflichttreue der Erzählung leise ironische Anflüge schenkt.

Hier, wo eine gefügte Ordnung einzustürzen droht, in einem Grenzfall bürgerlicher Existenz, an einem Todespunkt, in einer Ausnahmesituation also, geschieht das Wunder, in der Verborgenes sich offenbart: In der Liebe zu einem Menschen, hier die zum Kind. Durch ein Bildmotiv scheint ihre Tiefe auf und ihre gestaltende und sinnschaffende Kraft. „Träumen nicht vergessen!“ Der Erzähler tappt äußerlich dem Schicksalsbeauftragten, dem Beamten, hinterher, gleich dem zurück schauenden

Sterbenden hinter dem unwissenden Tod. Und erfährt unter den Augen des Lesers an der Schwelle seines bisherigen Daseins etwas wie eine Apotheose seiner Beziehung zum jungen Sohn über die Motivik des Bildes „Junge mit dem Märchenbuch“. Ohne besondere Ausführungen dazu verheißt diese Erfahrung schließlich: Es gibt ein Leben nach einem Konkurs! Die Wesenserfahrung vermittelt eine Gewissheit, nämlich die der Tragfähigkeit der Beziehungen. Die Liebe schafft träumend die Grundlage dafür.

Kunst als Fetisch

Jetzt wird es englisch. Sozusagen. Nicht der Sprache, aber dem epischen Charakter nach. Der Erzähler als Kunstsammler. Dessen Neigung zunächst harmlos daher kommt. Kenntnisreich in der Moderne. Bis ins Detail kundig. Dem es wichtig ist, seine Leidenschaft und seine Sammlung seiner Freundin vorzuführen. Wie zufällig eine, deren Profession im Kunstbetrieb angesiedelt ist. Alles, die Einführung und die Entfaltung des Stoffs, der introspektive Eigendialog des Erzählers, die Werkanalysen und die Handlungsbeschreibungen, finden als „Selfie“, als Selbstportrait in einem Café statt, in dem der Erzähler vergeblich auf ein weiteres Treffen mit seiner Geliebten wartet. Mit der Anzahl der konsumierten Brandys verschwimmen die Erzählebenen und seine Kunstleidenschaft demaskiert sich unversehens als Manie, als psychotische Obsession, die der Aura der Originale erliegt durch die Hypertrophie, mit dem Kunstwerk verbunden sein zu müssen, einen Teil davon zu besitzen. Der Erzähler stillt diese Sucht, indem er von ausgestellten Gegenständen kleine Teile entfernt und zuhause präsentiert. Der Erzählfortgang zeigt, dass diese Leidenschaft nicht durch den Besitz dieser Kleinteile befriedigt wird, sondern der Vollzug einer solchen „Entnahme“ das Bedürfnis nach mehr noch weiter anfacht. Auch die Präsentation dieser Trophäen dient nur dem Nachweis gelungener Aneignungen. Nach und nach verstauben sie, da ihnen kaum etwas vom Nimbus des Originals anhaftet, geschweige denn etwas von ihrem Wesen.

Auch das Verhältnis zu der Frau, auf die der Erzähler wartet, ist die Begegnung einer brünftigen Nacht, die keine Beziehung zu stiften in der Lage war. Die Partnerin schreckt offensichtlich zudem vor der Manie des Erzählers zurück, als er ihr seine „Kunstsammlung“ vorstellt. So wartet er vergeblich bis zur Schließung der Lokalität. Nachdem er gezahlt hat, darf er noch austrinken.

Durch die Fülle, geradezu das Gestrüpp der Beschreibungen von Kunstobjekten, sickert die Verzweiflung, das Fatum, keinen Zugang zur Kunstwirksamkeit zu bekommen; spricht die Verirrung in die Vielfalt der Werke; verbleibt Ratlosigkeit, warum es nicht gelingt, die Diskrepanz zwischen dem Betrachter und dem Schöpfungsprozess zu überwinden. Das Kunstwerk gerät dem Erzähler zum Fetisch, den zu besitzen aber die Obsession nicht befriedigt. Analog dazu steht der One-Night-Stand, dem kein Verständnis, keine Nähe, keine Vertrautheit eignet. Der Protagonist kennt den Weg nicht, der in dieser Besprechung als Rezeptionshaltung beworben wird – die Magie des Kunstwerks bleibt ihm äußerlich, weil er nicht vortheoretisch „in die Sache“4 einzutauchen versteht.

Die dritte Erzählung handelt nun im wirklichen Wortsinn von Kunst-Obsession und ihrer Vergeblichkeit. Wo die Sehnsucht nach Kunst sich nicht mit deren schöpferischen Kraft zu verbinden vermag, sondern sich mit ihr als Objekt zu befriedigen sucht, wirkt Kunst dämonisch und verwandelt Liebe zur Besessenheit. Wahnsinn dämmert auf und sein Träger verliert die Fähigkeit, durch seine Wahrnehmung die Versöhnung der disparaten Welt und ihrer Erscheinungen zu gestalten. Er entzieht sich seiner ureigensten aller menschlichen Potentiale, nämlich das, ein Künstler zu sein.

Die Literatur ist ein Hilfsmittel

Entschuldigung, sag ich zum Schluss, Entschuldigung bitte, ich habe Mühe gemacht. Mühe mit komplexen Satzkonstruktionen, mit möglicherweise ungewohnten Wendungen und sicher mit zu vielen Fremdworten. Das hängt mit der Neigung zusammen, alles genau bezeichnen zu wollen, ohne lange beschreiben zu müssen. Oder umständlich auszuholen. Und dann immer wieder dieser Rückbezug auf das geschärfte Rezeptionsbewusstsein mit Verweis

auf die Fortschöpfung der Kunstwahrnehmung vermittels eigener kongenialer Phantasie!

Ich werde das jetzt nicht auflösen und nur noch zwei Andeutungen dazu machen. Zum einen haben wir die Kunst angesprochen, Kunst wahrzunehmen (hier: das literarische Werk Axel Dielmanns), das Kunst thematisiert, um Kunst beim Rezipienten (dem Leser) existentiell werden lassen. Denn Kunst ist das Leben schlechthin. Und Leben ist Liebe, Liebe aber eine Kunst!

Zum anderen aber sollte etwas vom dem aufscheinen, worin Literatur besteht. Der bereits mehrfach zitierte Andreas Maier formulierte es so: „Dass Literatur eine Form haben muss und eine Sprache, eine innere Form und eine innere Sprache und vor allem ein Geheimnis jenseits der Sprache und der Form…“[10]. Dieses Geheimnis lässt sich auch ungleich aller bemühten Begriffe schwer bezeichnen, nicht nur, weil es mehr als nur eines ist. Denn „…hinter all diesen Geheimnissen stecken noch ganz andere…“[11], die wieder neue hecken, sollten sie einmal angesprochen werden. Das aber ist ja gerade das Geheimnis; anders formuliert: das Wesen von Literatur, von Kunst im Allgemeinen, von der Einheit der Vielfalt ergriffen zu sein. Nur die Liebe verbindet diese Vielfalt zu einem vorläufigen Objekt, einem Kunstwerk, das in Wirklichkeit aber kein Gegenstand ist, sondern flüchtig bleibt, nur im künstlerischen Bemühen besteht und eigentlich nur dort aufgesucht werden kann. Allerdings: „Nur durch Beziehung aufs Unendliche entsteht Gehalt und Nutzen; was sich nicht darauf bezieht, ist schlechthin leer und unnütz!“ (Friedrich Schlegel)

1) Vgl. Andreas Maier, Ich. Frankfurter Poetikvorlesungen, Frankfurt am Main 2006, S. 23
2) Theodor W. Adorno, Ästhetische Theorie, Frankfurt am Main 1970/1980, S. 27
3) ebenda
4) ebenda
5) Andreas Maier, aaO., S. 27
6) ebenda
7) Eine Denunziation dieser Rezeption von Kunst als illusionär negiert die anthropologische Einzigartigkeit der Fähigkeit zu schöpferischer Neugestaltung der Wirklichkeit primär aus subjektiver Bilderfahrung.
8) aaO., S. 27
9) aaO., S. 31
10) aaO., S. 11
11) aaO., S. 19

Axel Dielmann,
„Nizza oder die Liebe zur Kunst“
Drei Erzählungen, 114 Seiten, Vantage Point World Verlag, Bad König 2013
ISBN 978-3-9815354-9-5 , 16,85 Euro

BURKH – Frauenfußball in Afghanistan

Kalendernotizen

8. Juni 1949

Vor 65 Jahren kam in London das Buch „1984“ erstmals auf den Markt. Georg Orwell beschreibt in diesem, wohl seinem berühmtesten Werk, einen totalitären Überwachungsstaat (Big Brother is watching you).

Georg Orwell, am 25. Juni 1903, vor 111 Jahren als Eric Arthur Blair geboren, starb am 21. Januar 1950 in London und gehört vielfach zu den oft zitierten Autoren der Weltliteratur. Der Durchbruch gelang ihm 1945 mit der Satire „Farm der Tiere“.

21. Juni

100. Todestag von Bertha von Suttner

Als Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettnau am 9. Juni 1843 in Prag geboren, wurde sie die erste Frau, die den Friedensnobelpreis erhielt - 1905 in der fünften Preisrunde, obgleich Alfred Nobel selbst seine vorübergehende Privatsekretärin schon als erste Preisträgerin ins Auge gefasst hatte.

Der Friedensnobelpreis geht auf eine Anregung von Bertha von Suttner zurück, die Ende des 19. Jahrhunderts zu den führenden Pazifisten in Europa und später auch darüber hinaus gehörte.

Ihr Roman „Die Waffen nieder“ (1889) - bis zu Remarques „Im Westen nichts Neues“ das Antikriegsbuch schlechthin - wurde in zwölf Sprachen übersetzt und bereits 1913 verfilmt. In dem Buch werden Kriegsgeschehnisse aus der Sicht einer Ehefrau beschrieben. Bertha von Suttner gehörte zu jenen, die als erste ein internationales Schiedsgericht forderten, sie war auch eine Ikone in der Frauenbewegung und setzte sich außerdem schon früh für den Schutz von Tieren gegenüber den Leiden in Tierversuchen ein (Roman „Schach der Qual“).

Zusammen mit ihrem Mann Arthur Gundaccar von Suttner war sie viele Jahre journalistisch tätig, hat in mehreren Publikationen viele Essays gegen Krieg und Tod veröffentlicht, auch unter dem Pseudonym B. Oulot.

Ari Plikat - Ein schlechter Torwart

Skuli Björnssons Hörspieltipps

Kast, Verena: Mit Worten berühren

Vortrag anlässlich der 56. Lindauer Psychotherapiewochen, zu den Leitthemen: „berühren und berührt werden“ / „bewegen und sich bewegen lassen“ vom 17. - 28. April in Lindau.

Was können Worte bewirken? Verena Kasts Vortrag ist eine vielschichtige Reflexion über die Wirkungsmacht der Sprache. Wer sich ihrer bewusst ist, eröffnet sich ein ungeheures Potenzial der Einflussnahme, der Synergien und Kreativität. Worte können uns in unseren Gefühlen berühren.

CD-SONDERAUSGABE! Statt EUR 11,95 nur EUR 4,95

Die DVD ist bei Auditorium-Edition erhältlich www.auditorium-netzwerk.de

Böhme, Gernot: Goethes Faust als philosophischer Text

Gernot Böhme trägt dem Rechnung, indem er den »Faust« in der Tradition des Lehrgedichtes behandelt und so das innere Geschehen des Textes transparenter macht. Dabei richtet er den Blick weniger auf die dramatische Handlung, als vielmehr auf die Inhalte, welche er in zwei Bereiche unterteilt. (...)

Ab 51,46 EUR

Die DVD ist bei Auditorium-Edition erhältlich www.auditorium-netzwerk.de

Autorengruppe

des INKAS Instituts für KreAtives Schreiben

Die Autorengruppe des INKAS Instituts besteht aus Absolventen des Studiengangs „Kreatives Schreiben“ und Seminarteilnehmern, die sich in regelmäßigen Abständen zum kollegialen Austausch treffen.

In der Autorengruppe werden Themen besprochen, die sich mit dem Lektorat von Manuskripten, dem Besprechen von Texten (Schreibberatung), aber auch der Vermarktung (Verlagssuche) beschäftigen.

Termin 2014: 28. Juni.

Die Autorentreffen beginnen jeweils um 16:00 Uhr und endet gegen 18:00 Uhr.

Weitere Informationen auf der Website: **www.inkas-institut.de**

eXperimenta Autorenlesung

in Bad Kreuznach

eXperimenta

Das Online Magazin für Literatur und Kunst
wird vom INKAS INstitut für KreAtives Schreiben herausgegeben.
Die eXperimenta kann online abgerufen werden: www.eXperimenta.de

am Samstag, den 28. Juni 2014 um 20:00 Uhr

Die **eXperimenta** Autorenlesung findet im Bildungszentrum St. Hildegard in Bad Kreuznach statt. Damit wird die Tradition der früheren Lesungen, die unter dem Namen „Lange Nacht der Autoren“ stattgefunden haben, fortgesetzt.

Eingeladen sind Autoren und Autorinnen aus den Seminaren des Kreativen Schreibens in der KEB und im Kloster Himmerod. Außerdem können sich Autoren und Autorinnen mit einem eingereichten Text bewerben. Der Text sollte nicht länger als vier DIN A4 Seiten sein. Außerdem ist eine Kurzvita von maximal 20 Zeilen erwünscht. Bewerbungen sind zu richten an:

INKAS INstitut für KreAtives Schreiben
c/o Rüdiger Heins
Dr. Sieglitz Str. 49

55411 Bingen

TERMININFOS

eXperimenta eXperimenta

Die Sommerausgabe Juli/August der eXperimenta erscheint als „Die Blaue Ausgabe“ mit:

- **Georg Staudt – Adorno**
- **Charles Bukowsky – Ein schlampiger Essay über das Schreiben**
- **Rachid Filali im Gespräch mit der afghanischen Schauspielerin Sitare Attaie**
- **Der Gioconda Belli – Unruhe**
- **Einer Rezension von Edgar Helmut Neumann über „Killmousky“ von Sybille Lewitscharoff**
- **Haiku von Fried Schmidt**
- **Illustrationen von Walter Roos – Gemälde und Madonnen**

Unsere weiteren Schwerpunktthemen in diesem Jahr werden sein:

September	**FernWeh**
Oktober	**Die rote Ausgabe**
November	**SinnSuche**
Dezember	**FeuerTanz**

Wenn Sie etwas beitragen mögen – auch unabhängig von Themen, freuen wir uns auf Ihre Einsendungen an

redaktion@experimenta.de

eXperimenta eXperimenta

Frankfurter Buchmesse 2014

Vom 08. bis 12. Oktober 2014

Sie ist die größte und bedeutendste Buchmesse der Welt. Ehrengast im Jahr 2014 ist Finnland. Die Frankfurter Buchmesse wird jährlich im Oktober in der Messe Frankfurt veranstaltet und wurde 1949 vom Börsenverein des Deutschen Buchhandels gegründet. Jedes Jahr stellt sie die Buchproduktion und Kultur eines Gastlandes besonders heraus. Während der Buchmesse werden der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und der Deutsche Jugendliteraturpreises verliehen.

Die Buchmesse dient als Fachmesse in erster Linie Verlegern, Agenten, Buchhändlern, Bibliothekaren, Wissenschaftlern, Illustratoren, Dienstleistern, Filmproduzenten, Übersetzern, Druckern, Verbänden, Künstlern, Autoren, Antiquaren, Software- und Multimedia-Anbietern zur Vorstellung ihres Angebots und dem Abschluss von Geschäften. Der Handel mit Buchlizenzen/-rechten findet in einem eigenen Agentencenter statt – rund 70 Prozent des internationalen Rechte- und Lizenzgeschäfts bahnen sich hier an.

8.–12. Oktober 2014
FRANKFURTER BUCHMESSE
Ehrengast Finnland

Die Buchmesse ist nur in zweiter Linie eine Messe für das Publikum, das nur an zwei Tagen zugelassen ist. Mehr als 12.000 Journalisten aus knapp hundert Ländern berichten von ihr. Die Frankfurter Buchmesse wirkt auch über die Messezeit hinaus: Sie stellt die umfassendsten Online-Datenbanken der Branche bereit. Sie vermittelt in Zusammenarbeit unter anderem mit dem Auswärtigen Amt, der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und dem Goethe-Institut deutsche Literatur im Ausland. Neben den großen ganzjährigen Büros in der Mainmetropole hat man „German Book Offices“ in New York, Peking, Moskau und Bukarest und in New Delhi.

Da die Bekanntgabe des Gewinners des Nobelpreises für Literatur häufig in die Messewoche fällt, ist die Buchmesse traditionell auch das erste größere Forum des Verlages, der die Werke des neuen Nobelpreisträgers im Programm hat. (Quelle: Wikipedia, Lizenz: CC-A/SA)

Impressum
eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst
www.experimenta.de
Herausgegeben vom INKAS – INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V., Dr. Sieglitz Straße 49 in 55541 Bingen.
Email: redaktion@experimenta.de
Herausgeber:
Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar
Chefredaktion: Gabi Kremeskötter
Redaktion:
Bastian Exner, Edgar H. Neumann, Sabine Reitze
Korrespondenten:
Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Rüdiger Heins, Jürgen Janson, Fritz Reutemann
Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.
Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins
Redaktionsanschrift:
eXperimenta, Dr. Sieglitz Str. 49
55411 Bingen
Auflage: 18.441
Einsendungen erwünscht!
Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an: redaktion@eXperimenta.de.
Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.
© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.
ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131-eXperimenta-2014-064
Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.
Fotografien und Illustrationen: Axel Bierwolf, Burkh, Jürgen Janson, Silvia Melero Abascal, Metrolit-Verlag, Edgar Helmut Neumann, Ollanski, Oliver Ottitsch, Ari Plikat, Elisabeth Semrad, Margit Späth, Freimut Wössner
Titelbild: Margit Späth
Die Druckausgabe kann für 12,– € zzgl. Porto und Verpackung bestellt werden bei:
print-listl@gmx.de

Rüdiger Heins

Lektoratsgespräche und Schreibberatung

Bei der Schreibberatung und dem Lektoratsgespräch werden Autorinnen und Autoren individuell beraten und gefördert. Die Gespräche finden ein bis zwei Mal im Monat statt.

Die Schreibberatung

Autorinnen und Autoren, die erst am Beginn ihres literarischen Schaffens sind, werden in der Schreibberatung mit Texten, die sie bereits geschrieben haben, in die Erzählperspektiven und auch in die Dramaturgie der Textgestaltung eingeführt. Auf diese Weise finden die Autorinnen und Autoren eigenständige stilistische Ausdrucksweisen. Das Konzept der Schreibberatung sieht auch vor, dass die Autoren und Autorinnen in den einzelnen Sitzungen Aufgabenstellungen bekommen, die sie bis zur nächsten Sitzung bearbeiten sollen. Bei der Schreibberatung handelt es sich um Einzelsitzungen, die von Rüdiger Heins angeboten werden.

Das Lektorat

Die Lektoratsgespräche werden mit Autorinnen oder Autoren geführt, die bereits an einem Textmanuskript arbeiten oder bereits abgeschlossen haben. Im Lektorat werden die Autorinnen und Autoren intensiv darüber beraten, wie sie ihr Textmanuskript so verändern können, dass die Qualität des Textes den literarischen Standards entspricht. Lektor: Rüdiger Heins.

Termine: Nach Absprache.

Telefonische Auskunft: 06721 921060

Lektor und Schreibberater: Rüdiger Heins
www.ruedigerheins.de

„Wir warten noch auf Textbeiträge!“

365 Tage Liebe

Ausschreibung

Einladung zur Buchanthologie „365 Tage Liebe“

Jeden Tag soll ein Text über die Liebe von einem anderen Menschen geschrieben werden und in unserem geplanten Buch erscheinen. Wir übernehmen Ihre Texte in der Reihenfolge des Eingangs.

Redaktionsschluss ist bei der
365ten Einsendung.

Der Umfang der eingesandten Texte soll nicht mehr als 20 Zeilen betragen. Bitte das Geburtsdatum auf den Text schreiben. Das Geburtsjahr ist nicht nötig, diese Angabe ist freiwillig.

Einsendungen: Die Texte können bis an folgende eMail Adresse gesendet werden:
redaktion@eXperimenta.de

Margit Haubrich

April 2014 Schreiben und Meditieren in Himmerod

Ein Erfahrungsbericht

Gut liegt er in der Hand, der neue Füller. Er schmiegt sich in meine Finger, als wäre er dort zu Hause. Kuschelt sich fest an mich und möchte dennoch fließen. Es ist Jahrzehnte her, dass ich einen Federhalter mein Eigen nennen konnte. Im Zeitalter von Computer und Handy wirkt er zuerst für mich wie ein Relikt aus vergangener Zeit. Der Geruch von Kreide steigt in meiner Nase auf, das Quietschen der Schiefertafel summt in meinem Ohr. Fast bin ich wieder ein Grundschulkind. Aber nur fast. In Wirklichkeit sitze ich im Zug, unterwegs von der Arbeit nach Hause und entwerfe auf einem kleinen Block eine grobe Skizze meines Buches. Jetzt endlich habe ich den Mut, loszulegen. Anzufangen. Das, was seit Jahren in mir schlummert, in den Fluss zu bringen.

Wenn ich Menschen befrage, was sie sehr gerne machen, bekomme ich vielfältige Antworten zu hören. Ein jeder kann etwas erzählen: vom Tanzen, Joggen, Meditieren, Malen … Die Augen der Menschen fangen an zu leuchten und es geht eine Energie von ihnen aus, die fast greifbar ist. Meine Frage lautet deshalb immer „Wann singt dein Herz?“ Und es sprudelt aus ihnen heraus. Doch wenn ich dann frage: „Wie oft machst du das, was dein Herz glücklich macht?“ werden sie still. Nachdenklich. Und die Antwortet lautet fast immer „Viel zu selten.“

So ist es auch bei mir. Schon als Jugendliche schrieb ich kleine Kurzgeschichten. Damals noch mit Füller in einem Heft. Dann kam das Studium, die erste Schreibmaschine und der Füllfederhalter verschwand. Irgendwo in meinem Zimmer liegen mehrere DIN A4-Seiten mit Texten. Angefangene Bücher. Irgendwo, vergraben unter Rechnungen, Fotoalben, Schmierpapier. Heute sitze ich den ganzen Tag am Rechner und tippe in großer Geschwindigkeit, klicke hier und dort, blogge und twittere. Zücke bei der erst besten Gelegenheit das Handy, um auf dem Laufenden zu sein. Arbeitsaufträge an die Kinder zu verschicken. Liebesgrüße an meinen Mann. Ständig online. Ständig vernetzt. Alles weit entfernt von dem, was mich wirklich glücklich macht.

Da kam mir das Seminar „Schreiben und Meditieren“ gerade recht. Welch ein Segen, ein Wochenende lang nur für mich und meine Gedanken. Innenschau halten. Schreiben können. Und das auch noch direkt um die Ecke. Keine halbe Stunde Fahrtzeit von mir entfernt liegt das imposante Kloster Himmerod inmitten einer wundervollen, unberührten Landschaft. Dass damit auch ein Funkloch verbunden sein würde, war mir zum Zeitpunkt der Anmeldung zum Glück nicht bewusst.

An einem Freitagnachmittag um 16 Uhr ging es los. Nachdem ich die Vorstellungsrunde aufgrund der chaotischen Organisation des Klosterbruders leider verpasst hatte, wurden wir von Rüdiger Heins, dem Kursleiter, auf spielerische Art an das Erzählen, Geschichtenmalen gebracht. Ein jeder wurde aufgefordert, den Inhalt seiner Hosentasche vor sich auszubreiten und allen zu erzählen, warum er welche Gegenstände mit sich herum trägt. Interessant, was da so zu tage kam. Die Gegenstände und ihre Geschichten vermittelten mir einen ersten Eindruck der Menschen, mit denen ich die nächsten zwei Tage verbringen wurde. Da gab es die Minimalisten, die wirklich nur das notwendigste bei sich trugen. Und die Jäger und Sammler, die für alle Eventualitäten gerüstet waren.

Weiter ging es mit unserem eigenen Namen. Wir notierten spielerisch Wort-Assoziationen und trugen diese anschließend im Kreis vor. Und dann ging es ans Schreiben. Rüdiger pickte sich bei jedem ein oder mehrere Begriffe heraus, und wir bekamen die Aufgabe, eine Geschichte zu

schreiben, die die vorgegebenen Worte enthalten musste. Und ich legte los. Was sich im Laufe des Wochenendes verstärkt zeigen würde, nahm hier seinen Anfang: In mir schlummern Geschichten. Wie aus dem Ärmel geschüttelt, entfloss meiner Hand eine Kurzgeschichte über Liebe, Ritter und Leid. Das Schreiben mit der Hand war noch ungewohnt, aber da gab es etwas, was hinaus wollte und ruck-zuck war ich im Fluss. Es folgten noch weitere einfache Schreibübungen, zum Beispiel „das Elfchen". Was mich erst etwas abgeschreckt hatte (Lyrik? Oh Gott) machte mir plötzlich viel Spaß und ich entdeckte den Schalk in mir, beim Dichten humorvoller Texte.

Eine ruhige Zen-Meditation, die wir nach einigen Tai-Chi-Übungen zusammen in der Kapelle erlebten, bildete einen runden Abschluss zu diesem kreativen Einstieg. Zurück in meinem einfachen Zimmer blieb mir mangels fehlender Internet-Verbindung und Sitzgelegenheit nur noch das Bett und ziemlich schnell war ich eingeschlafen.

Auf meinem längeren morgendlichen Spaziergang im Wald (hurra, ich hatte endlich Internet-verbindung und konnte twittern und smsen) liefen mir drei Rehe über den Weg und ich war beseelt von der Stille im Wald und der Ursprünglichkeit um mich herum. Nach dem Frühstück trafen wir uns in der Kapelle und begannen den Tag wie wir ihn abends beendet hatten: mit Tai-Chi und Meditation. Was danach folgte, waren Stunden, die an Intensität kaum zu überbieten sind. Rüdiger stellte uns verschiedene Übungen vor, wie wir in das Schreiben kommen können. Wir schrieben Zweiminuten-Texte oder bekamen zehn Wörter, die wir in Prosa aufbereiten sollten. Es war berührend und spannend zu erleben, welch unterschiedliche Geschichten entstanden. Manch einer packte seine Seele ungeschützt und offen in seinen Text. Zum Glück war die Gruppe sehr harmonisch. Es gab keine Kritik, keiner wurde ausgelacht. Alles, was herauskam, wurde getragen und manches murmelnde Nicken zeigte: Da hat jemand den richtigen Ton, die richtigen Worte gefunden.

Die Haiku-Dichtung, die mir vorab etwas Respekt eingeflößt hatte, lockte erneut den Schalk in mir hervor und ich dichtete munter Humorvolles. Dank des zauberhaften Frühlingswetters konnten wir den ganzen Nachmittag draußen in der Weidenkapelle oder am Teich verbringen und ein Schreibimpuls nach dem anderen tauchte auf. Beim Thema „Die innere Landschaft in mir" entstand die bisher erste eigene Liebeserklärung an mich selbst.

Unser Tag ging bis 22 Uhr. Ausgefüllt mit Glücksmomenten, Ergriffenheit, Kreativität, Traurigkeit und Gedankenfetzen, war ich lediglich noch in der Lage, mir die Zähne zu putzen, bevor ich völlig ermattet ins Bett sank.

Die morgendliche Schweige-Meditation brachte mich in Kontakt mit meiner Großmutter, die vor wenigen Tagen 100 Jahre alt geworden und die vor zwei Jahren gestorben war. Es war ein so berührendes Erlebnis, dass ich erst einmal unfähig war, aufzustehen und zum Kurs zu gehen. Aber auch das war in Ordnung, wie es war. Dass beim Schreiben und Meditieren an der Seele gerüttelt wird und nicht alles genau nach getaktetem Plan laufen kann, wurde von allen akzeptiert. Rüdiger gab uns zum Abschluss noch viele verschiedene Tipps mit auf dem Weg („Kauft euch einen Füller und habt immer einen Block dabei") und mit dem gemeinsamen Mittagessen endete ein ausgefülltes und kreatives Wochenende.

Nun liegt es an mir, dafür zu sorgen, dass diese wundervollen Momente der Stille, der Kreativität und der Innen-Schau auch Platz im Alltagsleben finden. Dass der Füller nicht sinnlos gekauft wurde. Es gilt, das tägliche Leben so zu stricken und zu weben, dass es eine runde Sache wird. Denn schließlich: "Wann singt mein Herz und wie oft nehme ich mir Zeit dafür?"

Die eXperimenta-Redaktion stellt sich vor

Unser Team besteht zur Zeit aus sieben Mitgliedern, die sämtlich kostenlos zum monatlichen Erscheinen der **eXperimenta** beitragen. In den kommenden Monaten wollen wir uns näher vorstellen.

Heute: Sabine Reitze

Bei einem Schreibworkshop im Kloster Himmerod durch Rüdiger Heins bin ich zur **eXperimenta** gekommen. Mich hat die Arbeit interessiert und ich wurde aufgenommen in das Team. :-)

Mein Aufgabengebiet in der Redaktion ist die Recherche aktueller Wettbewerbe und Stipendien, um sie in der **eXperimenta** unseren Lesern vorzustellen.

Verändern möchte ich nichts, ich bin gerne dabei, so wie es ist.

Wettbewerbe

Für alle Schriftsteller(innen) zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe oder dem Stipendium teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der **eXperimenta**

Sabine Reitze

Gedichtfilm-Wettbewerb

Der von der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik e.V. ausgeschriebene 2. Gedichtfilm-Wettbewerb ist für Interessenten jeden Alters und aller Couleur offen. Vorgegeben werden von der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik 59 Texte, die auf dem Hörbuch „Schwarze Ängste“ als Audio-CD veröffentlich sind. Für die Teilnahme am Wettbewerb ist eine schriftliche Anmeldung und die Entrichtung einer Teilnahmegebühr erforderlich.

Speziell für Schulen bzw. Hochschulen wird ein Gruppenpreis ausgelobt. Lehrer und Hochschullehrer möchten wir gerade jetzt dazu ermuntern, sich im Jahr 14, also 75 Jahre nach dem Beginn des Zweiten und 100 Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges, mit jungen Menschen dieser Problematik zu widmen.

In vielen Bundesländern bestehen bei den Landesmedienanstalten Einrichtungen, die technische Unterstützung für derartige Projekte anbieten.

Die Teilnahmeunterlagen – in Form des Original-Hörbuchs „Schwarze Ängste“ und des Textbuches sowie der Einreichungsmodalitäten – werden nach Anmeldung und Zahlungseingang zugesandt.

Bitte überweisen Sie die Teilnahmegebühr auf das Konto der GZL
Nr. 10 90 01 36 35 bei der Sparkasse Leipzig, BLZ 860 555 92
bzw.
IBAN: DE98 8605 5592 1090 0136 35
0SWIFT-BIC: WELADE8LXXX

Besonderer Hinweis: Bei Anmeldungen außerhalb Deutschlands sind – aufgrund des hohen Portos – 18,– € zu überweisen.

Kontaktmöglichkeit:

lyrikgesellschaft@web.de

Die Bekanntgabe der Preisträger findet im Oktober 2014 statt. Es wird eine Veranstaltung in Leipzig und eine in Köln geben. Die Preisträger werden rechtzeitig von den Terminen in Kenntnis gesetzt.

Gestiftet von/Sponsoren: Saxonia Media Filmproduktionsgesellschaft; Leipziger Buchmesse; Filiale Hugendubel in Leipzig; Mitglieder der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik

Dotierung:
Insgesamt stehen 6 Geld- und Sachpreise im Gesamtwert von 2.650,– € zu Verfügung.

Einsendeschluss ist der 30.06.2014.

Webseite http://www.lyrikgesellschaft.de/gedichtfilm-wettbewerb.php

2. Literaturwettbewerb der vigilius mountain stories – Kurzgeschichten

Unser Erzählband „mountain stories“ geht dieses Jahr bereits in seine siebente Runde. Wieder soll es eine bunte Sammlung von Kurzgeschichten/Erzählungen aus der Hand namhafter Literaturschaffender und literarisch Ambitionierter werden.

Aufgrund der erfreulichen literarischen Qualität und des darob wachsenden medialen Interesses an dieser Geschichtenserie schreiben wir in diesem Jahr bereits zum zweiten Mal einen Literaturwettbewerb aus. Herausgeber des dreisprachigen (deutsch/italienisch/englisch), mit Fotos illustrierten Geschichtenbandes ist das vigilius mountain resort am Vigiljoch/Lana/Südtirol.

Die Kernaussagen einer höchst interessanten philosophischen Diskussion, die letzten Juni im vigilius mountain resort stattfand, sollen den Geschichten der kommenden Ausgabe als Denkanstoß dienen. Die Impulsfrage der Diskussion stellte sich diesmal dem Thema „Zeit und Aufmerksamkeit“.

Die Menschen von heute scheinen innerhalb eines Paradoxons zwischen Zeitmangel und Überangebot an Zeit zu navigieren. Waren es früher die Großen, die die Kleinen fraßen, so der Unternehmer, so sind es heute die Schnellen, die die Langsamen aus dem Wettbewerb drängen. Auf der anderen Seite sind wir heute mehr denn je Herren unserer Leben, meint der Philosoph, und verfügen über dem entsprechend viel größere Freiräume, weil wir uns aus der täglichen Sorge ums Überleben emanzipiert haben. In unser Zeitbudget stecken wir jedoch zu viel, und unser Tun und die Menschen, die uns nahe stehen, erhalten nicht mehr die Aufmerksamkeit, die sie eigentlich bräuchten. Die Souveränität über die eigene Zeit, ihren Wert beizubehalten wird zur Kernaufgabe und Voraussetzung für Lebensqualität, darüber ist man sich einig, und dies gelingt wiederum über Verzicht, Kontrolle über Informationsfluten und Freizeitangebote.

Was gibt es Unfassbareres als die Zeit? Großartige Zukunftsvisionen konkurrieren mit unerbittlicher Vergänglichkeit, Langeweile passiert neben dem Wunsch, die Zeit anhalten zu wollen. Gerade die Literatur hat das unaufhaltsame Verstreichen der Zeit vielfach in Frage gestellt. Denn die einzige Herrin über die Zeit ist die Phantasie, die mit fast kindlichem Übermut das Phänomen der Zeit bloßstellt: Vogelfrei spielt sie mit Zeitreisen, Gleichzeitigkeiten oder Neuanfängen. Welchen Wert besitzt die Zeit?

Ist es nicht vielmehr die Aufmerksamkeit, die wir in dieser Zeit den Menschen, Dingen und den so genannten „kleinen Freuden des Lebens“ gewähren, die unserer Zeit ihre Einzigartigkeit verleiht?

Wie beginnt Ihre Zeit, wo beginnt Ihre Geschichte? Als Inspirationsquell für Ihre Kurzgeschichte dürfen Sie sehr gerne auch die besondere Lage des vigilius mountain resort heranziehen. Das Gebäude aus natürlichen Materialien Holz, Glas und Lehm ist nur per Seilbahn erreichbar, die den Gast in sieben Minuten von Lana auf 1.500 m bringt. Das Vigiljoch ist für den Autoverkehr gesperrt. Schon bei der Ankunft bemerkt man eine große Veränderung, die Luft ist angenehm frisch und der harzige, moosige Duft der Lärchen, die die umliegenden Wälder prägen, erweckt angenehme Gefühle der Freiheit und des Aufgehobenseins. Die ganze Umgebung vermittelt den Eindruck, als sei hier die Zeit stehen geblieben, als könnte man in seine eigene Kindheit zurückkehren, eine Zeit vor 20 oder 50 Jahren. Das Landschaftsbild prägen Almen und Lärchenwälder, ein Schwarzer See, Mineralwasserquellen wie das Bärenbad, mystische Schalensteine und ein winziges Kirchlein inmitten unberührter Landschaft – Orte und Plätze, die die Phantasie beflügeln und zum Geschichtenerzählen einladen …

Eine Jury aus Kulturjournalisten und Literaturschaffenden wählt aus den Einsendungen die besten 20 Geschichten aus. Dabei werden jene Erzählungen bevorzugt behandelt, die eine schlüssige, in sich geschlossene und in ihrer Weise spannende Handlung aufweisen!

Die Kurzgeschichte sollte einen Umfang von 6.800 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Die ausgewählten Geschichten werden im Erzählband in einer Sprache sowie auf der Webseite **www.mountainstories.it** in den Sprachen Deutsch, Italienisch und Englisch veröffentlicht und dort für 150 Jahre aufbewahrt. Auf den letzten Seiten des Buches wird jeder Autor/jede Autorin – wenn gewünscht – in der jeweiligen Mutter/Schreibsprache, mit Foto, Namen und einer Kurz-Bio-Bibliographie vorgestellt.

Die Urheberrechte an den Geschichten verbleiben bei den Autoren, das vigilius mountain resort behält sich das Recht auf die Veröffentlichung vor.

Kontaktmöglichkeit:

Senden Sie Ihre Geschichte

- per Email – **office@textatelier.at** – an die Kuratorin des Erzählbands Uli Dubis, die unter selbiger Adresse auch jederzeit für Fragen und Anregungen zur Verfügung steht.
- oder per Post an das
  vigilius mountain resort
  Pawigl 43
  39011 Lana
  Südtirol - Italien

Bitte geben Sie in jedem Fall Ihren Namen und Ihre Postanschrift an.

Dotierung:
Die Gewinner erhalten eine Übernachtung mit Frühstück und Abendessen für zwei Personen im vigilius mountain resort im Wert von 510,– € (individuelle Anreise)

Einsendeschluss ist der 31. Juli 2014.

Webseite **http://www.mountainstories.it**

Nordhessischer Literaturpreis „Holzhäuser Heckethaler“

Literaturwettbewerb für die Altersgruppen:

14 – 30 Jahre, 31 – 50 Jahre und ab 51 Jahre

- Prosatexte -

Holzhausen am Reinhardswald ist Stadtteil der nordhessischen Stadt Immenhausen. Das Ziel des vom Grebensteiner (früher Holzhäuser) Schriftsteller-Ehepaar Dagmar (†) und Dr. Burckhard Garbe vorgeschlagenen Nordhessischen Literaturpreises (früher Literatur-Nachwuchs-Preis) „Holzhäuser Heckethaler“ ist es, Deutsch schreibende literarische Talente aufzuspüren und zu fördern.

Zum Thema „**Grenzerfahrung**“

Ausgangspunkt für das Thema der Jury war, dass sich im November 2014 zum 25. Mal die Öffnung der deutsch-deutschen Grenze jährt, die Wiedervereinigung Deutschlands.

Aber Grenzen sind mannigfaltig: Wir alle haben schon welche bewusst überschritten oder respektiert, geographische, moralische, physische, psychische Grenzen und haben unsere Erfahrungen mit ihnen gemacht, waren ausgegrenzt, haben Begrenzungen und auch Grenzüberschreitungen erlebt, beim Nachbarrechtsstreit geht es oft um die Grundstücksgrenze, beim Mobbing am Arbeitsplatz um die Grenze des menschlich Zumutbaren oder beim Halbmarathon um unsere physische Grenze, auch der Horizont ist eine, hinter der es angeblich immer weiter geht, und jeder von uns hat grenzenlose Freude, grenzenlosen Schmerz erlebt.

Teilnahmebedingungen und Thema für die Altersgruppe 14 – 30 Jahre:

Teilnahmeberechtigt sind junge Schreibende aus dem ganzen deutschsprachigen Raum zwischen 14 und 30 Jahren. Eingereicht werden können pro Autorin bzw. Autor nur in dieser Altersgruppe bis zu drei Prosatexte in deutscher Sprache von höchstens jeweils 5 Normseiten Länge (30 Zeilen à 60 Zeichen, bitte korrekt beachten) in siebenfacher (!) Ausfertigung. Das Thema lautet „Grenzerfahrung“. Dabei sind Prosatexte aus dem Alltag genauso erwünscht wie fiktive Geschichten. Bitte, keine Lyrik! Keine Theaterstücke! – Jeder Beitrag ist anonym einzureichen, also mit einem Kennwort und dem Titel auf den Textseiten sowie mit persönlichen Angaben (Kennwort, Titel der Geschichte, Name, Geburtsdatum, vollständige Adresse, Telefonnummer, E-Mail-Adresse, Kurzbiografie, Kurzbibliografie sowie eine Information darüber, wie Sie auf den Wettbewerb aufmerksam geworden sind) in einem verschlossenen Briefumschlag, der ebenfalls dieses Kennwort trägt.

Teilnahmebedingungen und Thema für die Altersgruppen 31 – 50 Jahre und ab 51 Jahre:

Teilnahmeberechtigt sind Schreibende aus dem ganzen deutschsprachigen Raum zwischen 31 – 50 Jahren und ab 51 Jahren. Eingereicht werden können pro Autorin bzw. Autor in diesen Altersgruppen nur ein Prosatext in deutscher Sprache von höchstens jeweils 5 Normseiten Länge (30 Zeilen à 60 Zeichen, bitte korrekt beachten) in siebenfacher (!) Ausfertigung. Das Thema lautet bei der Altersgruppe von 31 – 50 Jahren und der Altersgruppe ab 51 Jahren „Grenzerfahrung“. Dabei sind Prosatexte aus dem Alltag genauso erwünscht wie fiktive Geschichten. Bitte, keine Lyrik! Keine Theaterstücke! – Jeder Beitrag ist anonym einzureichen, also mit einem Kennwort und dem Titel auf den Textseiten sowie mit persönlichen Angaben (Kennwort, Titel der Geschichte, Name, Geburtsdatum, vollständige Adresse, Telefonnummer, E-Mail-Adresse, Kurzbiografie, Kurzbibliografie sowie eine Information darüber, wie Sie auf den Wettbewerb aufmerksam geworden sind) in einem verschlossenen Briefumschlag, der ebenfalls dieses Kennwort trägt.

Die feierliche Verleihung der Jury-Preise und Urkunden liegt in der Hand der Stadt Immenhausen und wird am Samstag, dem 25. Oktober 2014, 15.00 Uhr, im Bürgerhaus, in 34376 Immenhausen-Holzhausen, Kasseler Straße 70, stattfinden. Die Preisträgerinnen und Preisträger der drei Altersgruppen werden ihre Texte lesen.

Senden Sie Ihre Texte an:

Monika Rudolph
„Holzhäuser Heckethaler“
Kennwort: 14 – 30 Jahre oder 31 – 50 Jahre oder ab 51 Jahre
Am Bahnhof 3
34376 Immenhausen

Kontaktmöglichkeit

Monika Rudolph
Glasmuseum
Am Bahnhof 3
34376 Immenhausen

Tel. 05673 - 911 429

E-Mail: monika.rudolph@immenhausen.de

Dotierung:

Der von der Stadtsparkasse Grebenstein gestiftete Nordhessische Literaturpreis beträgt 2400,– €. Er ist auf die 3 Altersgruppen (je 800,– €) wie folgt aufzuteilen: 1. Preis 500,– €, 2. Preis 300,– €. Die Jury behält sich vor, die Aufteilung evtl. auch anders vorzunehmen. – Auch dieses Jahr gibt es zusätzlich den Publikums-Preis, und zwar in allen drei Altersgruppen.

Einsendeschluss ist der 15. August 2014

Webseite **http://www.immenhausen.de**

DeLiA-Literaturpreis 2015

Auch in diesem Jahr schreibt der Verein zur Förderung deutschsprachiger Liebesromanliteratur e.V. (DeLiA) wieder den DeLiA-Literaturpreis für den besten deutschsprachigen Liebesroman des Jahres 2014 aus.

Zur Teilnahme am DeLiA-Literaturpreis berechtigt sind deutschsprachige Liebesromane (Original- un Erstausgaben), die im Jahr 2014 veröffentlicht wurden (Impressum). Eine Genrebeschränkung wird nicht auferlegt; teilnahmeberechtigt sind demnach neben dem klassischen Liebesroman und seinen Subgenres auch Romane aus den Bereichen Jugendbuch, All Age, Krimi, Thriller, Historischer Roman, Fantasy, Science Fiction usw. Die Bedingung, die hierbei gestellt wird, lautet, dass die Liebesgeschichte den Schwerpunkt im Roman setzt bzw. eine tragende Rolle spielt.

Ausgeschlossen vom DeLiA Literaturpreis sind:

- Manuskripte und Exposés
- Novellen und Bücher mit weniger als 150 Seiten
- Heftromane
- Neuauflagen, Neuausgaben und Wiederauflagen
- Übersetzungen aus anderen Sprachen
- Adaptionen von Drehbüchern oder Theaterstücken
- Veröffentlichungen mit Kostenbeteiligung des Autors und/oder in Druckkostenzuschussverlagen, auch wenn von Seiten des Autors/der Autorin für dieses Buch keine Kostenbeteiligung erfolgte.
- Bücher, die als Book on Demand bzw. im Selbstverlag (Selfpublishing) erschienen sind
- Romane von Jurymitgliedern
- E-Books
- Hörbücher
- Originalausgaben, wenn eine Lizenzausgabe (z.B. Weltbild, Der Club) bereits im Vorjahr oder früher erschienen ist. In diesem Fall gilt die Lizenzausgabe als Erstausgabe und muss im entsprechenden Erscheinungsjahr eingereicht werden.
- Originalausgaben, wenn die E-Book-Ausgabe bereits im Vorjahr oder früher erschienen ist

Jeder Teilnehmer akzeptiert die Teilnahmebedingungen und bestätigt dies durch die Einreichung seines Romans.

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Longlist mit 15 nominierten Titeln wird am 14.02.2015 bekannt gegeben. Am 15. März 2015 erfolgt dann die Bekanntgabe der Shortlist mit den 7 Finalisten.

Die Gewinner des DeLiA-Literaturpreises werden im Rahmen der DeLiA-Liebesromantage vom 28. bis 31. Mai 2015 in Sulzbach (Saarland) verkündet. Die Verleihung des DeLiA Literaturpreises ist an die Anwesenheit des Autors/der Autorin gebunden. Der Verein gewährt den sieben Finalisten einen Reise-kostenzuschuss.

Der DeLiA-Literaturpreis ist ein Preis von Autoren für Autoren. Unsere Jury setzt sich in diesem Jahr erstmals aus fünf Autorinnen zusammen:

Micaela Jary, Jeanine Krock, Katrin Müller, Rike Stienen, ConstanzeWilken

Dotierung:

Die Auszeichnung für den besten Liebesroman ist mit 1.500,– € dotiert. Die Plätze 2 und 3 sind mit 750,– € bzw. 500,– € dotiert.

Erneut konnte LovelyBooks als Kooperationspartner gewonnen werden und stellt dem Siegertitel bzw. dessen Autorin oder Autor zusätzlich ein Marketingpaket im Wert von 3.500,– € zur Verfügung.

Darüber hinaus wird der Publikumspreis Lovely-Cover vergeben. Hierzu werden von der Jury aus allen eingereichten Titeln 15 Cover nominiert. Die Leser können dann innerhalb eines festgelegten Zeitraumes im April 2015 im Internet abstimmen und so das schönste Cover ermitteln. Der Autor des siegreichen Covers erhält einen Sonderpreis. Auch dieser Sieger wird im Rahmen der DeLiA-Liebesromantage 2015 prämiert.

Einsendeschluss ist der 31.12.2014 (Poststempel).

Für weitere Informationen und zu den Einsendemodalitäten nehmen Sie bitte Kontakt mit der Vorsitzenden der Jury, Frau Petra Schier, auf:
literaturpreis@delia-online.de

Webseite **http://www.delia-online.de**

Margit Späth: Helle Zeit

eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins und Carolina Butto Zarzar

Fried Schmidt

Haiku

vom frühlingsregen
leicht berauscht träumt die
schnecke
sogar vom fliegen

Margit Späth: Leuchtfische

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de